

AVV

Wolfgang Hohlbein

# DIE EISPRINZESSIN



verfilmt mit  
KATARINA WITT

Wolfgang Hohlbein

# Die Eisprinzessin

*Roman*

Copyright für die Romanfassung © Wolfgang Hohlbein  
und Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin 1995

ISBN 3-7466-1250-0

1. Auflage 1995 Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin  
Umschlaggestaltung Bert Hülpüsch unter Verwendung von  
Bildmaterial der UFA FILMPRODUKTION GmbH,  
Noreen Flynn

## Das Buch

Eine wunderbare neue Version des Cinderella-Motivs: Ella, die einfache Magd eines blinden Grafen, vermag es, durch ihre Kunst des Eislaufens einen Prinzen zu betören. Doch die Tochter des Grafen, die den jungen Fürsten heiraten will, sinnt auf Rache.

Nach einer Idee von Katharina Witt entstand nicht nur ein Opulenter Fernsehfilm, sondern auch eine märchenhafte Erzählung. Wolfgang Hohlbein, Deutschlands erfolgreichster Fantasy-Autor, verleiht der Geschichte um die feenhafte Eisprinzessin eine Wahrhaft poetische Dimension

Der Eichenwald begann im Westen, hinter der Grenze dessen, was selbst an einem klaren Tag mit bloßem Auge zu sehen war, und streckte sich in einer weit geschwungenen Kurve bis hin zu der dünnen blauen Linie des Meeres, während er im Süden von den bronze- und kupfergedeckten Dächern der Hauptstadt des Reiches begrenzt wurde. Im Osten schließlich erstreckte er sich bis zum Horizont und damit dem Sonnenaufgang entgegen, der an diesem Morgen besonders schön zu werden versprach. Es begann bereits hell zu werden, aber die Sonne selbst war noch nicht zu sehen; nur ihre Vorboten, die das nächtliche Schwarz des Himmels bereits in ein mattes Grau verwandelt hatten und sich nun anschickten, erste Spuren von Gold und Rot in dieses Grau hineinzuwoben. Das Licht, das sich über den Wald ergoß, tastete über Wellen und Täler eines grünen Meeres, und da der Sonnenaufgang wie immer zu dieser Jahreszeit nicht nur ganz besonders beeindruckend, sondern auch außergewöhnlich *schnell* war, wanderte die Grenze grüngefleckter Helligkeit rasch auf den Hügel zu, auf dessen Kuppe die beiden Reiter warteten. Es sah nicht nur so aus, als leuchte der gesamte, riesige Wald in einem verzauberten, inneren Licht, sondern als *bewege* er sich, als wäre er tatsächlich nicht nur die Heimat einer Vielzahl sonderbarer, geheimnisvoller Lebewesen, sondern *selbst* etwas Lebendiges, Großes, das in seiner Gänze viel mehr ausmachte als die Summe seiner einzelnen Teile. Oberst Kraftstein zog den Kragen seines viel zu dünnen Sommermantels enger zusammen und unterdrückte ein Frösteln. Jedes Mal, wenn er sich hier oben befand, kam ihm erneut die Größe und ganz eigene Schönheit dieses Waldes zu Bewußtsein, der nicht nur die westliche Grenze des Reiches markierte, sondern auch - und vielleicht *vor allem* - das unvorstellbare *Alter* dieses Ortes. Kraftstein war kein Romantiker; denn das ließen weder seine Einstellung zur Welt und den Dingen noch seine *Rolle* in dieser Welt zu, aber hier draußen glaubte er manchmal zu begreifen, was es war, das die Leute

dazu brachte, mit gesenkter Stimme voller Ehrfurcht von diesem Ort zu sprechen. Kraftstein selbst spürte wenig davon. Für ihn war der Eichenwald wie jeder andere Wald nichts als eine Ansammlung von Bäumen, Büschen und undurchdringlichem Gestrüpp, das möglicherweise einen immensen Wert darstellte, ansonsten aber nur lästig war. Es behinderte ein schnelles Vorwärtskommen, es stellte den Soldaten, der er auch war, vor nahezu unüberwindliche strategische Probleme, und es war vor allem ein perfekter Unterschlupf für alles mögliche Getier und alle denkbaren Schädlinge, kämen sie auf zwei oder vier Beinen daher.

Und trotzdem... Das eisige Frösteln, das Kraftstein verspürte, lag nicht nur an der Kälte, welche die Nacht noch auf dem Hügel zurückgelassen hatte, oder den dünnen Nebelfetzen, die wie die Trümmer einer vom Himmel gefallenen Wolke auf dem Hügel lagen; ein diffuser, halb durchsichtiger Schleier, der in beständiger vager Bewegung war und verblassende Ausläufer bis in den Wald hinunterschickte. Manchmal hatte er das Gefühl, daß hier tatsächlich etwas *war*, etwas, das er mit seinen normalen Sinnen nicht zu begreifen und mit seinen normalen Worten nicht zu beschreiben imstande war; vielleicht, weil es nicht in die Welt gehörte, für die seine normalen Sinne gemacht war, sondern anders war, viel geheimnisvoller und vor allem *älter* als alles, was Menschen kannten... *Unsinn!*

Kraftstein scheuchte den Gedanken mit einer bewußten Anstrengung fort und straffte sich gleichzeitig im Sattel. Sein Pferd, das die ganze Zeit über schon nervös gewesen war, registrierte die Bewegung und reagierte mit einem nervösen Tänzeln darauf, das er zwar mit einem energischen Griff in die Zügel fast sofort wieder unterband, das aber trotzdem nicht unbemerkt blieb: Noch bevor er den Kopf wandte und seinen Begleiter ansah, spürte er dessen Blick wie die Berührung einer warmen, unangenehmen Hand zwischen den Schulterblättern. »Habt Ihr etwas, Oberst?« fragte Skeven.

Kraftstein hätte auf diese Frage mit einer sicherlich viertelstündigen Antwort reagieren können. Er hatte tatsächlich eine ganze Menge. Abgesehen davon, daß er müde war und fror, bot dieser Ort entschieden zu wenig Deckung für Skeven und ihn und zum Ausgleich ent-

schieden zu viele Verstecke für andere; von dem Weg hierher - und so ganz nebenbei: wieder zurück in die Stadt - ganz zu schweigen. Skeven war nicht nur der *Kanzler*, er war auch der vermutlich *meistgehaßte* Mann des Reiches; von Kraftstein selbst einmal abgesehen. Und leider war es seine Aufgabe, für Skevens Sicherheit zu sorgen. Eine Aufgabe, die ihm der Kanzler in letzter Zeit wahrlich nicht leichtmachte.

Der Oberst sprach natürlich nichts von alledem aus, sondern deutete lediglich eine Verbeugung an, die Skeven mit einem leichten Heben der linken Augenbraue quittierte. Dann drehte er sich wieder im Sattel herum und blickte konzentriert nach Süden; in die Richtung, aus der Mercant kommen mußte.

Kraftstein fragte sich, warum eigentlich aus dieser Richtung. Mercants Schiff hatte am vergangenen Abend im Hafen angelegt, wie ihm sein Sicherheitsdienst berichtet hatte; gute zwei Stunden vor Sonnenuntergang und damit früh genug, die Hauptstadt mit einer schnellen Kutsche zu erreichen. Es war völlig unsinnig, hierher zu kommen, noch dazu allein und zu dieser frühen Stunde. Ebenso unsinnig wie Skevens Idee, sich hier draußen mit dem Händler zu treffen, statt in der Sicherheit des Palastes oder zumindest der Stadtmauern. Es stand Kraftstein nicht zu, dem Kanzler eine entsprechende Frage zu stellen, aber er hatte das Gefühl, daß er die Antwort ohnehin kannte. Dieser Hügel war der einzige Ort, von dem aus man den gesamten Wald überblicken konnte. Mercant und Skeven trafen sich vermutlich hier, um ihr neues Reich in Augenschein zu nehmen, und das war nicht nur kindisch und albern, sondern vor allem *gefährlich*.

»Dort unten, mein Freund.« Skeven streckte den Arm aus und deutete nach Süden; allerdings nicht in die Richtung, aus der Kraftstein Mercant erwartete. So war es auch nicht weiter erstaunlich, daß er in einer unwillkürlichen Bewegung die Hand unter den Mantel schob und nach dem Degengriff tastete. Er mochte Skeven nicht besonders, aber er nahm seine

Aufgabe sehr ernst - und so ganz nebenbei hing er auch an seinem eigenen Leben.

Was er sah, als er sein Pferd neben das des Kanzlers lenkte und dessen ausgestreckter Hand mit Blicken folgte, war jedoch keine Räuberbande oder irgendein anderer Hinweis darauf, daß sich da möglicherweise eine Gefahr zusammenbraute, sondern eine Lücke im ansonsten fast überall geschlossenen Blätterdach, in der es blau und weiß aufblitzte; die Biegung des Flusses, der nur eine viertel Wegstunde von ihnen entfernt durch den Wald schnitt. Obwohl sehr breit, war der Fluß zugefroren, denn der Winter war nicht nur außergewöhnlich lange, sondern auch ganz besonders kalt gewesen, und er war es noch, obwohl er nach dem Kalender eigentlich schon längst hätte vorbei sein müssen. Unten in der Hauptstadt bereitete man bereits alles für das große Frühlingsfest vor, das am Abend gefeiert werden sollte. Wenn kein Wunder geschah und das Wetter nicht noch im letzten Moment dramatisch umschlug, dann würden sie es wohl dieses Jahr im Schnee feiern...

»Mylord?« fragte Kraftstein.

»Da bewegt sich etwas«, sagte Skeven. »Seht Ihr es nicht?«

Kraftstein beugte sich weiter im Sattel vor und verengte die Augen zu schmalen Schlitzern, um im trotz allem noch schwachen Licht des Morgens besser sehen zu können. Am Flußufer standen einige Häuser, die eigentlich nur eine Ansammlung ärmlicher Hütten darstellten, in denen eine Handvoll ebenso ärmlicher Gestalten hauste. So viel Kraftstein wußte, ein alter Köhler mit seiner Familie - zwei Dutzend Kindern, Enkeln und Urenkeln, die sich mehr recht als schlecht von dem ernährten, was ihnen der Wald bot. Ein Ärgernis, doch keine Gefahr. Kraftsteins Griff um den Degen lockerte sich, aber er zog die Hand noch nicht ganz zurück. Der Schritt vom *Ärgernis* zur *Gefahr* war manchmal nur sehr klein.

»Mylord?« fragte er noch einmal.

Skeven zog eine Grimasse. »Seid Ihr blind, Oberst? Was tun die da?«

Kraftstein sah noch einmal und genauer hin und entdeckte endlich auch, worauf Skeven ihn aufmerksam machen wollte: eine Anzahl winziger Gestalten, die sich am und zum Teil auch *auf* dem zugefrorenen Fluß aufhielten und... *etwas* taten. Die Entfernung war viel zu

groß, um sagen zu können, was, aber Skeven hatte recht: Irgend etwas an ihren Bewegungen erschien auch Kraftstein außergewöhnlich. Sie waren zu schnell, und er hatte das Gefühl, daß die Gestalten nicht mit weit ausgebreiteten Armen und vorsichtigen kleinen Schritten gingen, wie es jeder halbwegs vernünftige Mensch tat, der sich auf spiegelglattem Eis bewegte, sondern nur so dahinflitzten; fast, als berührten sie den Boden gar nicht, sondern...

Nein. Kraftstein schüttelte den Kopf und richtet sich wieder im Sattel auf, während er zugleich mit den Schultern zuckte. Er konnte beim besten Willen nicht sagen, was die Köhlerfamilie dort unten tat.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich werde gleich nach unserer Rückkehr ein paar Männer hinschicken, die nach dem Rechten sehen.«

Über ihnen, hoch in der Luft und noch im Dunst des heraufziehenden Morgens verborgen, schrie ein Falke. Es war ein heller, sehr lauter und vor allem sehr *klarer* Ton, der fast wie eine Antwort auf Kraftsteins Worte klang, auch wenn er die Botschaft nicht verstand, die er enthielt. Erschrocken sah der Oberst auf und hielt nach dem Tier Ausschau, konnte es aber nirgends entdecken.

Als er wieder zu Skeven sah, begegnete er dessen Blick. »Was habt Ihr, Oberst?« fragte Skeven. »Es ist nur ein Falke. Nicht mehr.«

»Sicher.« Kraftstein nickte nervös. »Verzeiht.«

»Ihr seid ein wenig nervös, wie mir scheint, mein Freund«, fuhr Skeven in spöttischem und ganz und gar nicht *gutmütigem* Ton fort. »Ängstigt Euch etwas?«

Kraftstein beeilte sich, den Kopf zu schütteln. »Nichts, Mylord«, sagte er hastig. »Es ist nur... dieser Ort gefällt mir nicht. Er ist zu einsam und wie geschaffen für einen Hinterhalt.«

»Aber wer sollte *mir* einen Hinterhalt legen?« fragte Skeven lächelnd. »Das Volk liebt mich doch. Von einigen bedauernswerten Ausnahmen vielleicht einmal abgesehen.« Er schüttelte den Kopf und sagte noch einmal: »Ihr seid zu ängstlich, mein Freund. Dieser Vogel dort oben wird uns nichts zuleide tun, glaubt mir. Und was die Köhler angeht, so habe ich gehört, daß sie für das Fest irgendein

Gauklerstück vorbereitet haben, für das sie jetzt wahrscheinlich üben.«

»Ein Kunststück?«

Diesmal war es Skeven, der mit den Schultern zuckte. »Sie machen ein großes Geheimnis daraus, aber man sagte mir, daß sie einen Teil des Marktplatzes abgesperrt und unter Wasser gesetzt haben.«

»Unter Wasser?« vergewisserte sich Kraftstein. »Aber es wird frieren und zu Eis werden.«

»Damit hat es zu tun«, erwiderte Skeven mit einem neuerlichen Achselzucken. »Es nennt sich... *Eislaufen*. Oder so ähnlich.«

Er machte ein abfälliges Geräusch. »Wahrscheinlich werden sie herumhampeln und sich nach Kräften zu noch größeren Narren machen, als sie sowieso schon sind, um unserem ach-so-geliebten Monarchen zu gefallen.«

Kraftstein blickte wieder zum Fluß hinunter. Er konnte immer noch nicht mehr Einzelheiten erkennen, aber was immer sie dort unten taten: Nach *Herumhampeln* sah es eindeutig nicht aus. Ganz im Gegenteil wirkten die Bewegungen der Gestalten auf dem Eis ungemein mühelos und leicht, fast graziös. Eigentlich war es unmöglich, sich auf spiegelglattem Eis so zu bewegen.

»Trotzdem«, sagte er, eigentlich mehr zu sich selbst als zu Skeven. »Ich werde eine Abteilung Soldaten losschicken, sobald wir wieder in der Stadt sind. Man weiß nie.«

»Ganz wie Ihr meint«, antwortete Skeven spöttisch. »Aber ich bleibe dabei: Ihr seid zu ängstlich, selbst für den Kommandanten meiner Leibgarde. Dieses Pack dort unten stellt keine Gefahr dar, mein Freund. Es ist nichts. Weniger als nichts... Und selbst das nicht mehr lange«, fügte er nach einer winzigen, aber irgendwie bedeutungsschweren Pause hinzu.

Kraftstein schwieg. Skeven und Mercant hatten ihm bis heute nicht verraten, *worum* es bei ihren geheimnisvollen Treffen eigentlich ging, aber Kraftstein war nicht nur der Kommandant der königlichen Palastwache und Leibgarde, er verfügte auch über einen ausgezeichnet funktionierenden Spionagedienst. Obwohl mehr als sechs Fuß dick, hatten die Mauer der Stadt durchaus Ohren.

Nicht, daß es wirklich nötig gewesen wäre, die geheimen Gespräche des Reichskanzlers und Mercants zu belauschen. Der Händler aus dem Westen hatte einen Ruf, der ihm weit vorausgeeilt war. Glaubte man den Gerüchten, mußte er mittlerweile einer der reichsten Männer diesseits des Ozeans sein, und er hatte diesen Reichtum nicht unbedingt immer auf ehrlichem Wege erworben. Kraftsteins hatte ihn bisher erst dreimal gesehen, eben während der vorangegangenen drei Treffen zwischen Mercant und dem Kanzler hier draußen, und nicht ein einziges persönliches Wort mit ihm gewechselt, aber er glaubte trotzdem ziemlich genau zu wissen, was er von diesem unscheinbar wirkenden Mann mit dem gepflegtem Bart und der sonderbaren Aussprache zu halten hatte. Nicht viel mehr als von Skeven, um es in einem Satz auszudrücken. Und Kraftstein war sich bis heute nicht ganz darüber im klaren, welcher der beiden ihm nun weniger sympathisch war.

Skeven schien endlich einzusehen, daß er keine Antwort von Kraftstein erhalten würde, und drehte sich achselzuckend im Sattel, um wieder zum Fluß und den winzigen Gestalten hinunterzusehen, die über das Eis huschten. Kraftstein atmete auf. Er fühlte sich in Skeven Nähe eigentlich immer unwohl, heute aber ganz besonders. Daß er sein Leben der Aufgabe gewidmet hatte, für den Schutz des Reiches, der königlichen Familie und des Hofstaates zu sorgen, bedeutete nicht, daß er alle Mitglieder dieses Hofstaates auch lieben mußte. Er mochte Skeven nicht, sondern verabscheute ihn insgeheim, und er war ziemlich sicher, daß es dem Kanzler mit ihm ebenso erging. Trotzdem achteten und respektierten sie sich gegenseitig; Kraftstein den Kanzler, weil er um die Macht und Rücksichtslosigkeit dieses verschlagenen Mannes wußte, und der Kanzler Kraftstein, weil er sich dessen Loyalität unbedingt sicher sein konnte; eine Loyalität, die vielleicht nicht unbedingt seiner Person galt, sehr wohl aber dem Reich und dem Versprechen, das er dem König auf dem Sterbebett gegeben hatte. Kraftstein würde sein Leben geben, um das Reich zu beschützen, und da dieses Reich einen schwachen Regenten hatte, der sich für Staatsgeschäfte weder interessierte noch in irgendeiner Weise dazu befähigt schien, ging dieser Schutz auf die Person über,

die die Geschicke des Landes in Wahrheit lenkte: Reichskanzler Skeven. Manchmal fragte sich Kraftstein, wie alles gekommen wäre, wäre Prinz Hendrick nicht so ein romantischer Träumer, der seine Zeit lieber damit verbrachte, alberne kleine Gedichte zu schreiben und endlose Ritte durch den Wald zu unternehmen, statt sich um die Regierungsgeschäfte zu kümmern.

Der Oberst würde wohl nie eine Antwort auf diese Frage bekommen.

»Es wird allmählich Zeit, daß unser Gast erscheint«, murmelte Skeven. »Es ist kalt, und dieser Platz hier gefällt mir nicht.«

Kraftstein schwieg auch dazu, aber hoch über ihnen schrie der Falke eine helle, klagende Antwort in den Morgen.

»Nein!« sagte Johannes. »Nein, nein, nein, nein! Das geht so nicht. Seht her. Ich zeige es euch - noch einmal!«

Großvater Marten lachte herzlich. Der Ton in Johannes' Stimme schwankte zwischen Resignation und mühsam unterdrückter Verzweiflung, und nach allem, was Großvater Marten in der vergangenen Viertelstunde mit angesehen hatte, konnte er beide Gefühle nur zu gut verstehen. Johannes bemühte sich wirklich. Er gab sich sogar *redliche* Mühe (sehr viel mehr zum Beispiel, als er sich jemals gegeben hatte, wenn es darum ging, Feuerholz zu hacken oder die Abfallgrube hinter dem Haus zu leeren...), aber die Aufgabe, die er sich nun gestellt hatte, schien nahezu unlösbar.

Sie bestand in nichts anderem, als einem halben Dutzend zwar begeisterter, aber nicht sonderlich *talentierter* Schüler beizubringen, wie man sich auf dünngeschliffenen Kufen aus Hirschknochen über die Oberfläche eines zugefrorenen Flusses bewegte, ohne unentwegt auf die Nase oder das Hinterteil zu fallen und dabei nicht nur schnell, sondern auch noch halbwegs elegant auszusehen.

»Also - noch einmal. Und schaut gefälligst zu!« Johannes glitt zwischen seinen größtenteils einen Kopf kleineren Schülern hindurch auf das Eis hinaus, kam mit einer weniger graziösen als eher ärgerlichen Bewegung zum Stehen und deutete auf die sonderbar geformten Stiefel, die er trug. Die Eiskufen waren mit stabilen Lederriemen daran befestigt: dünne, messerscharf geschliffene Klingen, die tiefe Scharten im Eis hinterließen und kaum so aussahen, als wären sie geeignet, das Gewicht eines nahezu ausgewachsenen Mannes, wie Johannes es war, zu tragen. Trotzdem konnten sie es. Und wenn man *wirklich* damit umzugehen verstand, konnten sie noch ganz andere Dinge. Johannes und die anderen Kinder übten seit einer Woche in jeder freien Minute mit den Eisschuhen, und Großvater Marten wurde nicht müde, ihnen dabei zuzusehen.

Noch mehr Freude bereitete es ihm allerdings, *Ella* zu beobachten, wie sie über das Eis glitt; ein Anblick, den er in den letzten Wochen und Monaten leider viel zu selten genießen konnte. Unwillkürlich hob er den Kopf und blinzelte in den Morgenhimmel hinauf. Von Grauschwinge war noch keine Spur zu sehen, wie Marten mit einem leisen Gefühl des Bedauerns feststellte. Aber er wußte, daß sie kommen würde. *Ella* hatte es versprochen, und sie hielt immer ihr Wort.

»Also, aufgepaßt!« sagte Johannes. Er versuchte vergeblich, einen strengen Ton in seine Stimme zu legen. Körperlich war er vielleicht schon fast ein Mann, aber seine Stimme war noch immer die des vierzehnjährigen Burschen, der er nun einmal war, und entsprechend hilflos wirkten seine Versuche, respekteinflößend zu klingen. *Lisl*, die ihm am nächsten stand, grinste denn auch nur, was Johannes zu einem ärgerlichen Stirnrunzeln veranlaßte. Aber er verbiß sich jeden weiteren Kommentar, breitete die Arme aus und machte einen ersten, vorsichtigen Schritt.

»So geht das. Es ist ganz leicht. Ihr haltet mit dem einen Fuß das Gleichgewicht, stoßt euch mit dem anderen ab - «

Und landet auf der Nase. Johannes jedenfalls verlor die Balance, kämpfte einen halben Atemzug lang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und landete der Länge nach und ziemlich unsanft auf dem Eis. Fluchend kam er wieder in die Höhe, führte die Bewegung aber viel zu hastig aus und landete prompt ein zweites Mal auf dem Eis.

»Genau so sollen wir es machen?« vergewisserte sich *Lisl*. Großvater Marten hatte alle Mühe, vor Lachen nicht laut herauszuplatzen, aber zugleich tat ihm Johannes auch leid. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, dieses Stück für das Frühlingsfest heute abend einzustudieren. Sie alle - vor allem natürlich die Kinder - waren begeistert gewesen, als *Ella* vor zwei Wochen mit diesem Vorschlag kam, aber was bei ihr so mühelos und grazil aussah, das entpuppte sich (wie übrigens die meisten Dinge, die mühelos aussahen) als schwere Arbeit.

»Verdammt«, rief Johannes. Er rappelte sich erneut - und diesmal sehr viel langsamer - in die Höhe und blickte aus zornblitzenden Augen von einem zum anderen.

»Was ist los mit euch?« fragte er. »Wollt ihr es nicht lernen, oder könnt ihr es nicht? Raus mit der Sprache!«

»Das ist irgendwie blöd«, sagte Lisl.

»Und außerdem ziemlich langweilig«, fügte Kurt hinzu.

»Das schaffen wir nie«, bestätigte Suschen, die zwar fast ebenso alt wie Johannes war, aber einen guten Kopf kleiner.

»Schluß damit!« sagte Johannes. Er seufzte, schüttelte ein paarmal den Kopf und blickte mit strafend gerunzelter Stirn von einem zum anderen. »Jetzt hört mir mal zu. Heute abend treten wir vor dem Prinzen persönlich auf. Habt ihr das schon vergessen? Wollt ihr, daß wir uns alle blamieren?«

»Und warum müssen wir das?« fragte Lisl.

Johannes schien für einen Moment sprachlos zu sein. »Nun, weil... weil...«, stammelte er, gab sich dann einen sichtbaren Ruck und setzte in verändertem Tonfall noch einmal an: »Weil wir es angekündigt haben. Wir werden auf dem Fest auftreten. Darüber waren wir uns doch einig, oder? Wie oft muß ich das denn noch erklären?«

»Sei nicht so streng mit ihnen«, sagte Großvater Marten. »Sie werden es schon lernen.«

»Ich bin nicht *streng*«, antwortete Johannes in einem Ton, der das genaue Gegenteil bewies. »Ich habe keine Zeit mehr, das ist alles. Die ganze Stadt wird über uns lachen, wenn wir heute abend auf dem Fest auftreten und keine bessere Figur machen als jetzt.« Er seufzte. »Wenn Ella wenigstens hier wäre. Vielleicht könnte sie uns sagen, was wir falsch machen.«

»Vielleicht brauchen wir einfach einen anderen Lehrer?« vermutete Lisl.

Johannes zog es vor, nicht darauf zu antworten, sondern drehte sich vorsichtig auf dem Eis herum, glitt bis in die Flußmitte hinaus und setzte die begonnene Unterrichtsstunde fort; ein Lehrer, der eigentlich selbst dringend noch einiger Stunden bedurft hätte. Trotzdem gab er sich redliche Mühe, und eigentlich stellte er sich gar nicht

einmal so ungeschickt an, bedachte man, daß er vor zwei Wochen noch nicht einmal gewußt hatte, daß es so etwas wie diese Eisschuhe überhaupt *gab*.

Großvater Marten fragte sich, wie ihre Freunde und Nachbarn und vor allem die Menschen in der Stadt auf den Anblick von sechs Kindern reagieren würden, die wie durch Zauberei in Windeseile über den zugefrorenen Marktplatz glitten und sich bewegten, als seien die Gesetze der Schwerkraft für sie aufgehoben. Er selbst war am Anfang skeptisch gewesen, als sie vor zwei Wochen über das bevorstehende Frühlingsfest sprachen und Ella plötzlich mit dem Vorschlag herausrückte, den Kindern das *Eislaufen* beizubringen - eine Kunst, von der hier im Wald noch nie jemand gehört hatte. Doch eine einzige Vorführung Ellas hatte sie alle überzeugt.

Natürlich würden weder Johannes noch die anderen Kinder in der verbliebenen Zeit auch nur annähernd die gleiche Perfektion erreichen wie Ella, aber das war auch nicht nötig. Es war Ella, die den heutigen Abend bestreiten würde, wenn es sein mußte ganz allein, und Marten war mittlerweile sogar sicher, daß sie Johannes und die Kinder nicht zum Mitmachen ermutigt hatte, weil sie sie bei der Vorführung *brauchte*, sondern ganz im Gegenteil, um ihnen eine Freude zu machen.

»Seht doch!« rief Suschen plötzlich. »Da kommt Grauschwinge!«

Und mit ihr Ella. Das Durcheinander auf dem Eis wurde für einen winzigen Augenblick zu reinem Chaos, in dem scheinbar nur wie durch ein Wunder niemand das Gleichgewicht verlor, als Johannes und die Kinder gleichzeitig stehenblieben und die Köpfe hoben, um zu dem gewaltigen Falken hinaufzusehen, der mit weit ausgebreiteten Schwingen, scheinbar schwerelos, über dem zugefrorenen Fluß erschienen war. Wie immer tauchte Grauschwinge aus dem Nichts auf, und wie immer segelte er so lautlos und elegant zu ihnen herab, als wäre er eine Feder im Wind und kein prachtvoller Wanderfalke, der beinahe die Spannweite eines ausgewachsenen Adlers hatte. Und wie immer glitt er dicht über das Haus hinweg und verschwand im Wald auf der angrenzenden Seite.

Großvater Marten blickte ihm mit einer Mischung aus Bewunderung und leiser Trauer hinterher. Er hatte dieses prachtvolle Tier niemals aus der Nähe gesehen. Es gehörte zwar zu Ella wie ihr Schatten, der Duft ihres Haares oder ihr glockenhelles Lachen, aber es kam niemals nahe, wenn andere Menschen in der Nähe waren. Marten hatte Ella niemals direkt danach gefragt, aber er vermutet, daß das Tier schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht hatte.

Einen Moment später trat Ella selbst aus dem Wald heraus; nur ein kleines Stück abseits der Stelle, an der Grauschwinge zwischen die Bäume geglitten war, und Martens Enttäuschung über das Verschwinden des Vogels wurde von einer Woge aus Freude und warmer Zuneigung hinweggespült, die ihn immer überkam, wenn er das Mädchen sah. Er kannte Ella jetzt seit mehr als fünfzehn Jahren, aber an der Heftigkeit dieses Gefühles hatte sich vom ersten Tag an nichts geändert. Ganz im Gegenteil schien es eher zuzunehmen, mit jedem Mal, da er sie sah - was in letzter Zeit leider nur zu selten der Fall war. Seit Ella in der Stadt arbeitete, um ein kleines Zubrot für den Unterhalt der Familie zu verdienen, kam sie nur noch alle drei oder vier Tage an den Fluß. Großvater Marten wußte natürlich, daß Ella dieses Opfer nur brachte, um ihnen zu helfen. Der Fluß und der Wald warfen längst nicht mehr genug ab, um die groß gewordene Familie zu ernähren. In den letzten Jahren hatten die Jäger immer mehr Wild erlegt, viel mehr, als sie brauchten, um selbst die hungrigen Mäuler der Stadt zu stopfen, und viel zu viele Bäume war den Flachs- und Gerstefeldern geopfert worden, die sich von Süden her in den Wald hineinfräßen wie eine häßliche Krankheit. Sie konnten jeden Heller bitter gebrauchen, den Ella als Zofe im Haus des Grafen verdiente. Aber manchmal fragte sich Großvater Marten, ob diese Hilfe das Opfer wert war. Von allen hier wußte er vielleicht am besten, wie sehr Ella den Wald und den Fluß liebte; und wie sehr sie darunter leiden mußte, in der lauten, schmutzigen Stadt zu leben.

Aber auch diese düsteren Gedanken hielten der Freude, mit der ihn Ellas Anblick erfüllte, nur einen Augenblick stand. Mit einer für einen Mann seines Alters erstaunlich flinken Bewegung erhob er sich von seinem Platz neben der Tür, auf dem er gesessen und Johannes

und den Kindern zugesehen hatte, eilte Ella entgegen und wurde fast von den Füßen gerissen, als sie ihn so stürmisch umarmte, als hätten sie sich tatsächlich ein Jahr lang nicht gesehen statt nur weniger Tage.

Hinter ihm stürmten Johannes und die anderen Kinder lärmend heran, aber dank der Eiskufen, die sie noch immer unter den Stiefeln trugen, auch reichlich ungeschickt.

»Ella, mein Kind!« sagte Marten glücklich. »Wie schön, daß du endlich wieder da bist. Laß dich ansehen. Du bist - «

»Drei Tage älter geworden, Großvater Marten«, unterbrach ihn Ella lachend. »Ich hoffe doch, man sieht es mir *nicht* an.«

Marten schob sie lachend auf Armeslänge von sich, ließ ihre Handgelenke aber nicht los, sondern unterzog sie einer kurzen, aber sehr eingehenden Musterung. Ella *hatte* sich verändert, auch wenn sie tatsächlich nur drei Tage weg gewesen war. Anders als sonst war ihr rotbraunes Haar zu einem lockeren Pferdeschwanz zusammengefaßt, der weit über ihren Rücken hinabfiel und bei jeder Bewegung auf und ab wippte, und statt der einfachen Kleidung, in der sie fortgegangen war, trug sie nun einen zumindest für Martens Begriffe geradezu prachtvollen, dunkelroten Samtmantel, unter dem der Saum eines gleichfarbigen Kleides zum Vorschein kam.

»Es scheint dir beim Grafen gut zu ergehen«, sagte er.

Ella lächelte - aber auf eine Art, die Marten irritierte. Fast als hätte er etwas gesagt, was sie verletzte, ohne daß sie es sich anmerken lassen wollte. »Er ist sehr großzügig«, antwortete sie, »das ist wahr. Aber hier bei euch ist es schöner. Ich bin froh, wieder hier zu sein.«

Nein, irgend etwas stimmt wirklich nicht mit ihr, dachte Marten. In ihren Worten war eine unausgesprochene Trauer, die er nicht verstand, aber die ihn fast erschreckte. Bevor er jedoch eine entsprechende Frage stellen konnte, waren Johannes und die anderen heran, und jetzt *mußte* er Ella loslassen, um von der wilden Meute nicht einfach von den Füßen gerissen und niedergetrampelt zu werden. Alle redeten und riefen gleichzeitig auf Ella ein, und alle versuchten zugleich, sie zu umarmen und auf die eine oder andere Weise willkommen zu heißen.

Großvater Marten trat einen Schritt zurück und sah lächelnd zu, wie sich Ella der stürmischen Wiedersehensfreude der Kinder erwehrte; zwar lachend, aber doch mit einiger Mühe. Offensichtlich war er nicht der einzige hier, der das Mädchen vermißt hatte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis es Ella gelang, sich halbwegs loszumachen und wieder zu Atem zu kommen. »Also!« sagte sie. »Jetzt sagt mir: Wie geht es voran? Habt ihr den Tanz einstudiert?«

Ihre Worte zeigten eine andere Wirkung, als sie anscheinend erhofft hatte. Das Lachen verstummte augenblicklich, und statt in fröhliche Kindergesichter blickte Ella plötzlich auf ein halbes Dutzend Haarschöpfe, weil alle betreten die Blicke senkten.

»Nanu?« sagte sie. »Habe ich etwas Falsches gefragt?«

»Oh, nein, nein«, versicherte Johannes hastig, während er unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat und plötzlich überall hinsah, nur nicht mehr in Ellas Gesicht. »Es geht... ganz hervorragend voran.«

»Es ist schrecklich«, sagte Lisl.

»Und furchtbar langweilig«, fügte Suschen hinzu.

»Außerdem bringt Johannes uns mehr das *Eisfallen* als das Eislaufen bei«, schloß Kurt.

Johannes' Augen sprühten Funken, aber Ella machte eine rasche, beruhigende Geste und deutete aus der gleichen Bewegung heraus auf den Fluß. »Führt es mir doch erst einmal vor«, sagte sie. »Ich bin sicher, ihr habt schon eine Menge gelernt.«

»Aber wozu denn?« nörgelte Lisl. »Ich will nicht auf das blöde Fest.«

»Wir haben es zugesagt, oder?« fragte Ella. »Der Prinz würde sehr enttäuscht sein, wenn wir nicht kommen.«

»Meinst du den gleichen Prinzen, der den Wald verkaufen will?« fragte Johannes leise.

Marten starrte ihn an, und für einen ganz kurzen Moment wurden auch die anderen sehr, sehr still. Es war ein unangenehmes, erschrockenes Schweigen, in das hinein Großvater Marten erst nach der Dauer eines endlosen Herzschlages fragte: »Was sagst du da?«

»Der Wald soll verkauft werden«, sagte Johannes noch einmal. »So erzählt man sich wenigstens.«

» *Wer* erzählt das?« hakte Großvater Marten nach.

»Niemand.« Es war Ella, die antwortete, nicht Johannes.

Der Schrecken in ihren Worten klang fast ebenso tief wie der, den Marten empfand, aber sie fuhr rasch und mit leicht erhobener Stimme fort: »Gerüchte. Du weißt doch, wie die Leute sind, wenn sie nichts Besseres zu tun haben. Sie reden Unsinn.«

Diese Antwort genügte Marten ganz und gar nicht, aber Ella gab ihm keine Gelegenheit, eine weitere Frage zu stellen, sondern wiederholte ihre auffordernde Geste zum Fluß hin und sagte noch einmal und eine Spur lauter: »Jetzt zeigt mir, was ihr gelernt habt!«

Die Kinder wandten sich gehorsam um, aber Großvater Marten griff rasch nach Ellas Arm und hielt sie fest. Ungläubig starrte er abwechselnd sie und Johannes an, der ebenfalls stehengeblieben war.

»Was soll das heißen?« fragte er, wobei er absichtlich offen ließ, an *wen* diese Frage eigentlich gerichtet war. »Sagen sie das in der Stadt? Daß der Wald verkauft werden soll? Etwa an diesen reichen Kaufmann aus dem Süden, der schon dreimal hiergewesen ist?«

»Es ist wirklich nur dummes Gerede, Großvater«, antwortete Ella. »Der Prinz würde so etwas nie tun.«

»Und woher willst du das wissen?« fragte Suschen. »Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ich?« Ella schüttelte amüsiert und überrascht den Kopf. »Wie kommst du darauf, daß der Prinz mit einer einfachen Zofe wie mir reden würde?«

»Woher willst du dann wissen, daß es nur ein Gericht ist?« fragte Suschen beharrlich.

»Gerücht«, verbesserte sie Ella. »Ich habe den Prinzen niemals selbst gesehen, aber ich habe genug über ihn gehört, um einfach zu wissen, daß er so etwas nie täte. Und ihr alle kanntet doch seinen Vater, den alten König. Glaubt ihr denn, *er* hätte den Wald verkauft? Niemals. Der Eichenwald ist das Herz des Landes. Er würde ihn nicht hergeben; um keinen Preis der Welt.«

Sie hatte sehr ruhig gesprochen, aber plötzlich so eindringlich, daß Großvater Marten ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Suschen, Lisl und selbst Johannes mochten dem überzeugenden Klang ihrer Worte glauben, aber für Marten war das, was er in Ellas Stimme hörte, eine verzweifelte Hoffnung, keine *Überzeugung*. Trotzdem widersprach er nicht noch einmal, sondern schwieg, während sich Johannes und die Kinder zum zweiten Mal herumdrehten und ungeschickt auf ihren Eisschuhen zum Flußufer hinunterwackelten.

Aber als Ella ihnen folgen wollte, trat er mit einem raschen Schritt neben sie und streckte erneut die Hand aus. Diesmal mußte er sie nicht ergreifen, um sie festzuhalten; sie blieb von sich aus stehen und sah ihn sehr ernst und mit einer Spur von Trauer im Blick an, die Martens Frage beinahe schon beantwortete, noch bevor er sie laut gestellt hatte.

»Es ist die Wahrheit, nicht wahr?« fragte er leise. Er flüsterte fast, damit Johannes und die anderen Kinder es nicht hörten. »Er hat wirklich vor, den Wald zu verkaufen. Das ist es, was sie sich dort erzählen, wo du arbeitest.«

»Nicht der Prinz«, antwortete Ella nach einigem Zögern. »Ich glaube, er weiß gar nichts davon.«

»Skeven«, sagte Großvater Marten grimmig. »Natürlich Skeven, unser geliebter Reichskanzler. Diese Ratte!«

»Nicht so laut!« sagte Ella fast erschrocken. »Man weiß nie, wer zuhört.«

»Hier?« Marten lächelte flüchtig. »Wir sind einen halben Tagesmarsch von der Stadt entfernt.«

»Trotzdem«, beharrte Ella. »Oberst Kraftsteins Geheimdienst hat seine Ohren überall. Und ich habe schon Männer für weniger in den Kerker gehen sehen.«

»Und du glaubst, das ängstigt mich?« fragte Marten mit einem grimmigen Lächeln.

»Das sollte es«, antwortete Ella ernst.

Marten lächelte erneut. »Wenn du erst einmal so alt geworden bist wie ich, mein Kind, dann ängstigt auch dich nichts mehr. Es gibt nicht mehr viel, was ein alter Mann wie ich zu fürchten hätte.« Er

wies mit einer Kopfbewegung auf Johannes und die anderen Kinder, die bereits wieder auf dem Eis waren und fröhlich dort herumtollten. »*Sie* sind es, um die ich Angst habe. Was soll aus ihnen werden, wenn es den Wald nicht mehr gibt? Er ist alles, was wir haben. Der Wald gibt uns Nahrung und Feuerholz, schützt uns im Winter vor den Stürmen und im Sommer vor der ärgsten Hitze der Sonne. Er versorgt uns mit Wasser und Arbeit. Ohne ihn sind wir nichts.«

»Es sind nur *Gerüchte*, Großvater«, sagte Ella noch einmal, aber jetzt mit großer Eindringlichkeit. »Und selbst, wenn der Kanzler wirklich vorhätte, den Wald zu verkaufen, Prinz Hendrick würde es niemals gestatten.«

»Sofern er etwas davon weiß«, erinnerte Marten. »Waren das nicht deine eignen Worte?«

»Dann werden wir es ihm sagen müssen«, sagte Ella.

»Und wie?« Großvater Marten schüttelte traurig den Kopf. »Vor dem Palast stehen Kraftsteins Wachen. Einfache Leute wie wir kommen niemals auch nur in seine Nähe, und...« Er stockte, sah Ella einen Moment lang mit gerunzelter Stirn an und legte plötzlich den Kopf schräg.

»Ich glaube, jetzt verstehe ich«, murmelte er.

»Was?« fragte Ella. Ihre Augen blitzten amüsiert.

Marten deutete auf den Fluß und die lachenden Kinder. »Das ist der Grund, nicht wahr? Du hast das von Anfang an vorgehabt. Wir führen dieses Stück aus dem einzigen Grund auf, um in die Nähe des Prinzen zu gelangen.«

Ella antwortete nicht, aber das war auch nicht nötig.

»Und du glaubst, daß dein Plan gelingt?« fragte Großvater Marten nach einer Weile.

»Ich hoffe es«, erwiderte Ella. »Denn wenn nicht, könnte ein großes Unglück geschehen.«

Sie sprach nicht weiter, sondern sah auf den Fluß hinab. Bei den letzten Worten hatte sich ein sonderbarer Klang in ihre Stimme geschlichen, der Marten fast Angst machte, und als er Ella genau ansah, bemerkte er, daß sie gar nicht wirklich den Fluß und die spielenden Kinder ansah, sondern den Wald auf der gegenüberliegenden Seite.

Und mit einem Male war er gar nicht mehr sicher, ob er ihre Worte wirklich so verstanden hatte, wie sie gemeint waren.

»Was... soll das heißen?« fragte er leise.

Ella antwortete, ohne ihn anzublicken. »Wir alle brauchen diesen Wald, Großvater. Er gibt uns alles, was wir brauchen, aber wer weiß... vielleicht braucht *er* uns nicht so nötig wie wir *ihn*. Und vielleicht ist seine Geduld mit uns irgendwann erschöpft. Wir nehmen uns von ihm, was wir brauchen, und wir geben sehr wenig zurück. Es mag sein, daß er beginnt, sich zu wehren, wenn wir ihm zu große Schmerzen zufügen.«

Marten schauderte, und als Ella sich herumdrehte und er in ihre Augen sah, da erblickte er darin für einen Moment etwas, das aus diesem Schaudern pure Angst werden ließ. Ihre Worte hatten nichts von einer Drohung gehabt, aber sehr wohl eine Warnung, und es war eine Warnung von solchem Ernst, daß er es nicht einmal wagte, ihr mit einer entsprechenden Frage zu begegnen.

»Aber jetzt ist es genug mit diesen düsteren Gedanken«, sagte Ella, und ebenso plötzlich und nachhaltig, wie sich ihr Tonfall wieder veränderte, verschwand auch der Ausdruck unheimlichen Wissens aus ihren Augen. Von einem Lidschlag zum anderen war sie wieder das fröhliche, stets zu einem Scherz aufgelegte junge Mädchen, als das Großvater Marten sie kannte, seit sie damals, als er noch ein viel jüngerer Mann gewesen war und die meisten der Kinder dort unten auf dem Fluß noch gar nicht geboren waren, in einer stürmischen Nacht an seine Tür geklopft hatte.

Er erinnerte sich gut an jene Nacht; so deutlich, als wäre es gestern gewesen. Es war ein schlimmer Sturm gewesen. Das Haus hatte gezittert und gebebt, und mehr als einmal war er fast sicher gewesen, daß das strohgedeckte Dach einfach davongewirbelt werden müßte oder die entfesselten Gewalten des Sturmes einen Baum entwurzeln und auf das Haus schleudern würden, um sie alle zu zerschmettern. Tief in der Nacht hatte er einen Schlag gegen die Tür gehört, als wäre etwas dagegengeschleudert worden, und dann einen Schrei, der ihn an den klagenden Ruf eines Tieres erinnerte und so voller Furcht und Pein war, daß er trotz des tobenden Orkanes eine Lampe ge-

nommen und das Haus verlassen hatte, fest davon überzeugt, ein Reh zu finden, das sich im Sturm verirrt hatte, oder einen Vogel, den die Böen aus dem Himmel gefegt hatten.

Statt dessen hatte er Ella gefunden. Vollkommen durchnäßt, verstört und mit einem gebrochenen Arm hatte sie im Schlamm unmittelbar vor der Tür gelegen, und nachdem er sie hochgehoben und ins Haus getragen hatte, hatte er festgestellt, daß sie an hohem Fieber litt. Ein Fieber, in dem sie fast eine Woche lang dalag und um ihr Leben kämpfte. Sie hatte phantasiert, hatte in einer fremden Sprache gesprochen und ständig einen Namen gerufen, der sich wie *Ella* anhöre, zugleich aber auch an den Schrei eines Vogels erinnerte. Erst sehr viel später war Marten klar geworden, daß sie Grauschwinge damit meinte, den riesigen Wanderfalken, der ihr einziger Freund gewesen war und mit dem sie sich auf eine geheimnisvolle Weise zu verständigen schien, fast als spräche sie seine Sprache.

Nach einer Woche, in der Manen und seine Familie sie gepflegt hatten, ohne jedoch sehr viel mehr tun zu können, als ihr Stirn zu kühlen und ihr ab und zu einen Löffel heiße Suppe einzuflößen, hatte ihr Körper den Kampf gegen das Fieber gewonnen. Ella war erwacht; geschwächt und ohne Erinnerung, wer sie war und woher sie kam, aber so voller Leben und Freundlichkeit, daß sie alle sie sofort ins Herz schlossen und es keine Frage war, daß das Mädchen bei ihnen blieb, bis seine Erinnerungen zurückkehrten oder jemand kam, um nach ihr zu suchen.

Keines von beidem war geschehen. Ella erholte sich von dem Fieber, und nachdem ihr gebrochener Arm wieder geheilt war, begann sie bei der Arbeit im Wald mitzuhelfen, mit zu fischen oder sich im Haus nützlich zu machen, als hätte sie ihr Lebtage lang nichts anderes getan, und so war sie schon nach wenigen Wochen beinahe selbstverständlich zu einem Mitglied der Familie geworden. Niemand hatte je wieder danach gefragt, wer sie war oder woher sie kam.

Und doch... plötzlich, nach fünfzehn Jahren und eigentlich zum allerersten Mal, begann sich Großvater Marten zu fragen, was er wirklich über dieses Mädchen und seinen geheimnisvollen Freund, den Wanderfalken, wußte. Ella wirkte immer noch wie ein fröhliches

Kind, als er ihr dabei zusah, wie sie mit den Kindern auf dem Eis herumtollte und versuchte, aus ihrem ungeschickten Herumstolpern etwas zu machen, das ihrem eigenen, eleganten Gleiten nahekam, aber er hatte in ihren Augen etwas gesehen, das diesen Eindruck Lügen strafte. Es waren die Augen eines jungen Mädchens, und doch war ein Wissen und eine *Weisheit* darin gewesen, die *ihm* plötzlich das Gefühl gaben, winzig und unbedeutend zu sein.

Marten wandte sich um, ging mit kleinen, mühsamen Schritten zu der Bank neben der Haustür zurück und ließ sich schwer darauf niedersinken. Plötzlich war er müde, und plötzlich fühlte er auch wieder das Gewicht all der Jahre, die auf seinen Schultern lasteten.

Er fragte sich, wie viele es noch werden würden. Und was sie bringen mochten.

Und vielleicht zum allerersten Mal, so lange er sich erinnern konnte, hatte er Angst vor der Antwort auf diese Frage.

Kanzler Skeven blickte mit einem Ausdruck gelangweilter Mißbilligung auf die jämmerliche Gestalt hinab, die zu seinen Füßen kniete. Das Wenige, was man unter dem schmutzeligen Haarschoopf von ihrem Gesicht erkennen konnte, starrte vor Schmutz und war eingefallen und verhärtet, was dem Antlitz nicht nur etwas Abstoßendes, sondern fast etwas Erschreckendes gab: Die eingefallenen Wangen und die dunklen, tief in den Augen liegenden Höhlen erinnerten an einen Totenschädel. Außerdem stank der Bursche zum Gotterbarmen.

»Bitte, Mylord«, flehte er. »Ihr müßt mich anhören! Ich flehe Euch an!«

Skeven zog ein spitzenbesetztes Taschentuch aus seiner Weste und wedelte demonstrativ damit vor seinem Gesicht, während er angewidert die Lippen verzog. »Was fällt dir ein, Kerl!« fragte er. »Wer hat dir die Erlaubnis gegeben, mich anzusprechen? Wie kommst du überhaupt hierher? Oberst Kraftstein - was ist mit Euren Wachen? Schlafen sie, oder stecken sie gar mit diesem Pöbel unter einer Decke?«

»Mylord, bitte!« flehte der Mann zu seinen Füßen. Kraftstein sah, daß Tränen in seinen Augen schimmerten, die er nur noch mit Mühe zurückzuhalten vermochte. »Meine Familie und ich sind völlig verzweifelt!«

»Was geht das mich an?« fragte Skeven.

»Die Steuern, Herr!« antwortete der Mann. »Wir können den Betrag, den der Steuereintreiber verlangt, beim besten Willen nicht aufbringen! Bitte gebt mir noch ein wenig Zeit.«

»Die Steuern?« Skeven runzelte die Stirn, als müsse er tatsächlich einen Moment nachdenken, um die Bedeutung dieses Wortes zu begreifen. Dann nickte er. »Ja, jetzt erinnere ich mich. Habe ich dir nicht vor einem Jahr das Lehen über die Maisfelder im Westen über-

lassen? Zu einem äußerst großzügigen Steuersatz, wenn ich mich recht erinnere...«

»Ja, das ist wahr«, antwortete der Mann. »Ihr wart... sehr großzügig.«

»Dann ist es nur recht und billig, wenn du die vereinbarten Abgaben zahlst, oder nicht?« fragte Skeven in einem harmlosen Ton, der den Mann sicher gewarnt hätte, hätte er den Reichskanzler besser gekannt oder wäre nicht zu aufgeregt gewesen, um dessen Tonfall wirklich zu registrieren.

»Aber die Felder werfen nichts mehr ab, Herr!« jammerte er. »Alles ist plötzlich anders geworden. Die Vögel fressen das Saatgut schneller weg, als wir es ausbringen können, und was trotzdem noch gewachsen ist, das haben die Stürme vernichtet. Die Ernte ist schlecht wie seit Jahren nicht mehr. Das bißchen, was ich ernten konnte, reicht gerade, meine Kinder vor dem Hungertod zu bewahren.«

»Dann solltest du ein paar deiner Kinder abgeben, wenn du nicht in der Lage bist, so viele hungrige Mäuler zu stopfen«, antwortete Skeven kalt. »Warum schickst du sie nicht arbeiten? Oder verkaufst sie? Wer weiß, vielleicht bringen sie einen guten Preis.«

Er lachte, drehte sich herum und warf der Gestalt, die im Schatten im hinteren Teil des Raumes stand, einen bezeichnenden Blick zu. Mercant regierte nicht darauf, aber Kraftstein sah sehr wohl, daß es in dessen Augen amüsiert aufblitzte. Sicher würden sich sowohl Skeven als auch er selbst hüten, es laut auszusprechen, aber zu all den Gerüchten, die über den Kaufmann kursierten, gehörte auch, daß er nicht nur mit lebloser Ware handelte. Auf der anderen Seite des großen Meeres, so hieß es, gab es durchaus noch Länder, in denen die Sklaverei blühte.

»Herr, ich flehe Euch an - gebt mir einen Aufschub!« jammerte der Bittsteller. »Nur bis zum nächsten Frühjahr. Sicher wird die Ernte besser.«

»Und wenn nicht, dann kommst du eben um einen neuen Aufschub betteln, wie?« fragte Skeven kalt. »Und dann noch einmal und noch einmal, und am Ende hat die Staatskasse das Nachsehen, damit ihr faules Pack euch die Bäuche vollschlagen könnt. Nichts da.«

Er machte eine herrische Geste in Kraftsteins Richtung. »Oberst, entfernt dieses Stück Abschaum von der königlichen Terrasse. Werft den Burschen in den Kerker, damit er darüber nachdenken kann, ob Faulheit sich wirklich lohnt. Und laßt den Posten auspeitschen, der diesen Kerl in den Palast gelassen hat!«

Kraftstein schnippte mit den Fingern, und sofort traten zwei Mitglieder der Palastwache durch die Tür und schleiften den Mann davon. Er begann lautstark zu protestieren und schrie immer verzweifelter Skevens Namen, beging aber gottlob nicht den Fehler, sich zu wehren. Skeven hätte es aber wahrscheinlich nicht einmal bemerkt; er hatte sich bereits wieder herumgedreht und war zu Mercant hinübergegangen. Kraftstein hörte, wie sie sich mit gesenkter Stimme unterhielten, ohne die Worte verstehen zu können. Einen Moment lang wartete er darauf, daß Skeven ihm weitere Anweisungen erteilte, dann drehte er sich herum und ging mit gemessenen Schritten in die gleiche Richtung davon, in der die beiden Wächter mit ihrem Gefangenen verschwunden waren.

Allerdings schritt er nur so lange gemessen aus, bis er sicher war, daß weder Skeven noch sein unheimlicher Besucher ihn noch sehen konnten. Dann begann er zu laufen und rannte schließlich, um die Wachen einzuholen.

Er erreichte sie, als sie den Hof überquert hatten und den wuchtigen Verliesturm betreten wollten. »Halt!« befahl er.

Die Männer gehorchten sofort und blickten ihn nervös und auch ein wenig erschrocken an. Kraftstein deutete auf den Gefangenen zwischen den beiden Männern. »Laßt ihn los«, sagte er. »Wer von euch hat den Mann eingelassen?«

Einen Moment lang drucksten die Wachen verlegen herum, dann sagte einer der beiden: »Ich, Herr. Bitte verzeiht mir, ich - «

»Du kennst den Befehl des Kanzlers?« unterbrach ihn Kraftstein. »Niemand, der nicht zum Hofstaat gehört oder einen von mir oder dem Kanzler unterzeichneten Passierschein vorzeigt, darf den Palast betreten.«

»Ich weiß, Herr«, antwortete der Soldat. Er hatte den Blick gesenkt, und obwohl er sich alle Mühe gab, sich seine Furcht nicht anmerken

zu lassen, zitterten seine Hände leicht. »Aber ich kenne den Mann. Er ist der Schwager meines Cousins, und ich weiß, daß er die Wahrheit sagt. Den Menschen im Westen geht es schlecht. Der Großteil der Ernte ist vernichtet worden, und sie hungern.«

Kraftstein wußte, daß das die Wahrheit war. Es hätte weder des Besuches dieses Mannes noch seines Geheimdienstes bedurft, um ihm dies zu sagen. Nicht nur den Menschen im Westen, sondern *allen* im Lande erging es so wie diesem armen Burschen und seiner Familie. Trotzdem fragte Kraftstein:

»Stimmt das?«

»Es ist die Wahrheit, Herr«, bestätigte der Mann. »Es... es ist, als läge ein Fluch über dem Wald. Was wir auch beginnen, gelingt uns nicht. Die Jäger erlegen kein Wild mehr. Die Fische beißen nicht, und die Netze zerreißen, und die Felder tragen kaum noch Früchte. Viele hungern, auch ohne die Steuern. Wir können sie nicht bezahlen.«

»Aber das wirst du müssen«, antwortete Kraftstein. »Wenn nicht, verlierst du deinen Hof.«

»Das wäre unser Ende«, antwortete der Mann. »Wir wissen nicht, wohin. Meine Kinder würden verhungern.«

Kraftstein sah den Mann einen Herzschlag lang durchdringend an, und dann tat er etwas, was er in diesem Moment selbst vielleicht am allerwenigsten verstand. »Wie hoch ist die Steuer, die du zahlen muß?« fragte er.

»Einen Gulden, Herr«, antwortete der Bursche. »Aber ich habe nicht so viel. Die wenigen Heller, die wir gespart haben, werden nicht einmal reichen, um Essen zu kaufen, bis wir wieder etwas ernten können. Und der Winter hört und hört einfach nicht auf, und - «

Er verstummte mitten im Worte. Seine Augen weiteten sich ungläubig, als Kraftstein unter den Mantel griff, seine Geldbörse hervorzog und einen Gulden herausnahm.

»Nimm das und bezahle deine Steuern«, sagte Kraftstein, während er dem völlig verblüfften Burschen das Geldstück in die Hand drückte. »Gib es mir zurück, wenn du kannst - und kein Wort davon, zu niemandem. Jetzt verschwinde!«

Der Bursche starrte ihn noch einen Moment lang vollkommen erstaunt an, aber dann fuhr er auf dem Absatz herum und verschwand in Windeseile, und Kraftstein wandte sich an die beiden Wächter. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern war kaum weniger fassungslos. »Dasselbe gilt für euch«, sagte er. »Erfährt jemand davon, werde ich den Befehl des Reichskanzlers wohl doch ausführen müssen und die beiden Posten auspeitschen lassen, die so nachlässig waren. Habt ihr das verstanden?«

»Sicher, Herr«, antwortete der Soldat hastig.

»Gut«, sagte Kraftstein. »Und jetzt geht wieder auf eure Posten.«

Während sich die beiden Männer entfernten, wunderte sich Kraftstein immer mehr über sich selbst. Er hatte eigentlich gar nicht nachgedacht, sondern *gehandelt*, und das nicht nur ganz und gar gegen seine gewohnte Art, sondern - wenn er ehrlich war - auch nicht besonders klug. Skeven traute ihm ohnehin nicht, und wenn er von diesem (noch dazu vollkommen sinnlosen) Akt der Nächstenliebe erfuhr, würde sein Mißtrauen noch geschürt. Darüber hinaus war sich Kraftstein natürlich im klaren, daß er nicht wirklich helfen konnte. Er hatte diesem armen Burschen ein weiteres Jahr Galgenfrist verschafft, aber er konnte nicht all den zahllosen Bauern, Jägern, Fischern und Handwerkern im Lande helfen, die Not litten. Was der Mann erzählt hatte, war nur zu wahr: Seit einer Weile war es, als läge ein Fluch über dem Land.

»Oberst Kraftstein?«

Kraftstein fuhr zusammen, als er Skevens unangenehme Stimme hinter sich hörte, und drehte sich hastig herum. Im ersten Moment war er felsenfest davon überzeugt, daß der Reichskanzler die ganze Szene mit angesehen haben mußte. Skeven sah auch tatsächlich ein wenig verärgert aus, was aber nicht unbedingt etwas bedeutete - er sah immer so aus. Bei dessen nächsten Worten atmete Kraftstein erleichtert auf.

»Wo ist unser ach so geliebter Monarch schon wieder?« fragte der Kanzler spöttisch. »Unser Gast wünscht ihn dringend zu sprechen, aber der Prinz ist nicht in seinen Gemächern.«

»Der Posten am Stadttor berichtete mir, daß er ausgeritten sei«, antwortete Kraftstein. »Schon sehr früh am Morgen - kurz, nachdem auch wir die Stadt verlassen haben.«

Skeven seufzte tief. »Ja, was auch sonst... wieder einer seiner endlosen Ausritte, nehme ich an.« Er schüttelte den Kopf. »Sucht diesen romantischen Narren, Oberst, und bringt ihn zurück. Wir haben Gäste, und es sind wichtige Staatsgeschäfte zu erledigen. Und nehmt ein paar gute Männer mit - die Wälder sind gefährlich in diesen Tagen. Nicht, daß unserem geliebten Prinzen am Ende noch ein Unglück widerfährt.«

Er konnte nicht sagen, *wann genau* er vom Weg abgekommen war, aber vermutlich hatte ihm dieses Mißgeschick das Leben gerettet; oder ihm doch zumindest eine Menge wirklich *großer* Unannehmlichkeiten erspart, denn die Männer, die kurz darauf an ihm vorübergeritten waren, ohne ihn zu bemerken, hatten nicht nur sehr seltsam und fremdartig, sondern auch äußerst unheimlich ausgesehen. Sie hatten ihm Angst eingejagt.

Jedenfalls glaubte er, daß das Gefühl, das er bei ihrem Anblick empfunden hatte, Angst war. Ganz sicher war er nicht, denn Prinz Hendrick hatte bisher ein so behütetes und sicheres Leben geführt, daß er wenig Erfahrung mit dieser Art von Empfindungen besaß. Er verließ den königlichen Palast so gut wie nie, und wenn überhaupt, dann führte ihn sein Weg stets nur in den Eichenwald, der ihm so vertraut und bekannt war, daß er jeden Fußbreit Boden auch mit geschlossenen Augen erkannt hätte, jeden Baum, der den Weg säumte, jeden überhängenden Ast, unter dem er sich hindurchducken mußte, jeden Stein, über den das Pferd hinwegsetzte. Im Lauf der Jahre hatte er den Bereich des Waldes, in den ihn seine Ausritte führten, zwar behutsam ausgedehnt, aber niemals so rasch, daß er die Orientierung verloren oder sich gar *verirrt* hätte.

Niemals - bis auf heute.

Schuld daran, dachte Prinz Hendrick, während er vornübergebeugt im Sattel saß und nervös nach einer Lücke zwischen den Bäumen suchte, war dieser Vogel. Es war ein wundervolles, riesiges Tier ge-

wesen, ein Wanderfalke von einer Schönheit und Größe, wie Hendrick sie noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Der Vogel schien allerdings schon einmal einen Flügel gebrochen zu haben. Denn einen Flügel hielt er etwas angelegt. Vollkommen ohne Scheu oder gar Furcht hatte das Tier sich auf einem Ast neben dem Weg niedergelassen und ihm in die Augen geblickt. Der Prinz war darauf zugeritten, vorsichtig angesichts des beeindruckenden Schnabels und der ehrfurchtgebietenden Krallen des Greifvogels, aber auch fasziniert von der bloßen Erscheinung des Tieres. Der Vogel war - wie erwartet - davongeflogen. Allerdings nicht sehr weit; gerade nur zwei oder drei Dutzend Schritte, ehe er sich wieder auf einem Ast niederließ und Hendrick auf die gleiche, seltsame Art ansah. Er war ihm gefolgt, und das Tier war ein Stück weitergeflattert, ehe es sie wieder auf einem Ast niederließ... und so war es weitergegangen, beinahe wie ein Spiel, das der Vogel mit ihm spielte. Hendrick war ihm tief in den Wald hinein gefolgt, weit fort von den bekannten Wegen und Abzweigungen, und als er schließlich merkte, daß er sich verirrt hatte, war es zu spät: Plötzlich war der Falke davongeflogen, und Prinz Hendrick hatte sich allein und ohne Orientierung in einem dunklen, unbekanntem Teil des Eichenwaldes wiedergefunden. Der Vogel hatte ihn in die Irre geführt.

Und ihm mit großer Wahrscheinlichkeit damit das Leben gerettet.

Hendrick dachte schauernd an die Minuten danach zurück, und jetzt war er *sicher*, daß das Gefühl nichts anderes als Angst gewesen war. Er hatte sich auf den Rückweg gemacht und ihn wie durch ein Wunder sogar gefunden, obwohl er niemals gelernt hatte, sich anhand des Standes der Sonne zu orientieren oder an einem der anderen Zeichen, die die Waldläufer oder Kundschafter zu lesen vermochten. Er hatte ziemlich lange gebraucht, mehr als eine Stunde, so schätzte er, aber schließlich hatte er den Weg wiedergefunden - und die Reiter gesehen.

Es waren sehr sonderbare Reiter gewesen; düstere, riesige Gestalten, die auf gewaltigen Schlachtrössern ritten und deren muskelbepackte Oberarme und Brustkörbe die schwarzen Lederpanzer fast zu sprengen schienen, die sie trugen. Sie waren mit Schwertern, Schil-

den und langen, gefährlich aussehenden Lanzen bewaffnet, und auf den Harnischen ihrer Pferde prangte ein rotes Symbol, das Hendrick zwar nicht kannte, dessen bloßer Anblick ihn aber mit Unbehagen erfüllte.

Mehr aus einer Ahnung als irgendeinem anderen Grund heraus hatte er seinem ersten Impuls nicht nachgegeben, zu ihnen zu gehen und sie um Hilfe zu bitten, sondern sich im Gegenteil hastig wieder in den Schutz eines Gebüsches zurückgezogen und lautlos abgewartet, bis die Männer an ihm vorübergeritten waren. Obwohl sie sein Versteck so dicht passiert hatten, daß er nur die Hand hätte ausstrecken müssen, um sie zu berühren, hatte er nicht verstehen können, was sie redeten, denn sie unterhielten sich in einer fremden, dunklen Sprache, deren Klang ihm ebenso unangenehm war wie der Anblick ihres Wappens. Dann, ganz plötzlich, war ihm klargeworden, was er da vor sich hatte: Das mußte einer der Räuberbanden sein, von denen Kraftstein ihm ein paarmal erzählt hatte. Und vor denen er ihn *gewarnt* hatte. Gewiß hätten diese Männer ihn auf der Stelle überfallen und getötet oder als Geisel genommen, um ein gewaltiges Lösegeld zu erpressen, hätten sie ihn entdeckt - was zweifellos geschehen wäre, hätte ihn der Vogel nicht in den Wald gelockt.

Mit klopfendem Herzen hatte Prinz Hendrick abgewartet, bis die Reiter sein Versteck passiert hatten und ihre Stimmen und das Geräusch der Hufschläge nicht mehr zu hören gewesen war, und selbst dann hatte er es nicht gewagt, wieder auf den Weg hinauszutreten. Möglicherweise hatten sie ja einen Späher zurückgelassen, oder sie suchten sogar nach ihm und würden seine Spuren entdecken. Nein, es war ihm weitaus sicherer erschienen, einen anderen Weg zurück in die Stadt zu suchen als den, den er für gewöhnlich nahm.

Sicherer vielleicht.

Aber nicht klüger.

Hendrick hatte sich prompt ein zweites Mal verirrt, und diesmal weitaus gründlicher.

Seine Begegnung mit den Räubern lag zwei oder drei Stunden zurück, vielleicht sogar noch länger, denn die Sonne stand mittlerweile fast senkrecht über den Baumwipfeln, und er hatte seitdem den Weg

nicht wiedergefunden. Ein paarmal hatte er geglaubt, etwas Vertrautes zu sehen, aber es war immer nur eine Täuschung gewesen, und Prinz Hendrick begann sich allmählich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er sich diesmal möglicherweise *wirklich* verirrt haben könnte und nicht nur ein kleines Stück vom rechten Weg abgekommen war.

Der Gedanke gefiel ihm nicht besonders. Abgesehen von Kraftstein und seinem ewigen Gerede von Räubern und Wegelagerern - denen Hendrick überdies in all den Jahren noch nie begegnet war -, gab es da auch noch die Legenden, die sich um den Eichenwald rankten. Legenden von uralten Wesen, die darin hausen sollten, von unbekanntem Gefahren und Bereichen des Waldes, aus denen niemals ein Mensch zurückgekehrt sei, Geschichten über Zauberer, Hexen und Drachen, die in seinen lichtlosen Tiefen lauerten, und über dunkle Orte voller unaussprechlicher Dinge, die keines Menschen Auge je geschaut hatte. Hendrick hatte all diese Geschichten niemals ernst genommen. Er glaubte nicht an Märchen, und er glaubte erst recht nicht an Hexen, Elfen oder Drachen; aber er war sich natürlich durchaus der ganz handfesten Gefahren bewußt, die in einem so großen Wald lauern mochten. Es gab wilde Tiere, und vor allem war der Wald riesengroß. Niemand hatte ihn je zur Gänze erforscht. Dazu war er viel zu weitläufig, so weitläufig, daß sich ein Mensch darin verirren und jämmerlich zugrunde gehen konnte, ehe er den Rückweg fand...

Hendrick verscheuchte die unangenehmen Gedanken, so gut es ging, und versuchte statt dessen, sich wieder auf seine Umgebung zu konzentrieren. Es hatte wenig Sinn, wenn er sich selbst in Panik versetzte. Realistisch betrachtet, war seine Lage noch nicht allzu ernst. Er hatte ein kräftiges, ausgeruhtes Pferd, genug Essen und Wasser, um den Tag zu überstehen, selbst wenn er keine Quelle fand, und er konnte noch nicht allzu weit von der Stadt entfernt sein. Wenn er einen klaren Kopf behielt, würde er früher oder später schon den Rückweg finden oder auf Menschen stoßen, die ihm halfen.

Wie zur Antwort auf diesen Gedanken erscholl über ihm in diesem Moment ein schriller Schrei. Der Ruf eines Falken. Hendrick verhielt

sein Pferd, sah mit einem Ruck hoch und gewahrte gerade noch einen gewaltigen, silbern und grau gefiederten Schatten, der zwischen den Baumwipfeln vor ihm verschwand.

Der Falke...

Konnte es das selbe Tier sein, das ihm vom Weg weggelockt hatte?

Hendrick dachte einen Moment lang mit einer Mischung aus Unglauben und Staunen über diese Möglichkeit nach, und obwohl er vor Monaten noch jeden Gedanken an Märchen und Zauberei von sich gewiesen hatte, kam ihm das Erscheinen des Vogels doch märchenhaft und bezaubernd vor.

Vielleicht lag es an seiner Umgebung; dem Wald mit seinen Schatten, den verwirrenden Mustern, die das Sonnenlicht im Blätterdach bildeten, und der Vielzahl der Geräusche, die den Wald erfüllten und in ihrer Gesamtheit eine Stimme zu bilden schienen, eine Stimme, die Geschichten und uralte Geheimnisse erzählte, wenn man nur lange genug hinhörte. Zumindest *eines* hatte Prinz Hendrick in den vergangenen Stunden begriffen. Er wußte jetzt, woher all die Geschichten und Sagen kamen, die man sich über den Eichenwald erzählte. In einer solchen Umgebung *mußten* Legenden entstehen.

Wieder hörte er den Schrei des Falken. Diesmal konnte er das Tier nicht sehen, aber das Geräusch kam nicht mehr von oben, sondern von einem Punkt gar nicht mehr weit von ihm entfernt. Hendrick lenkte sein Pferd in die entsprechende Richtung, duckte sich unter einem tiefhängenden Ast hindurch, der schwer von Schnee war, und verzog flüchtig das Gesicht, als es ihm eiskalt in den Nacken rieselte. Erst jetzt fiel ihm wirklich auf, *wie* kalt es geworden war. Nicht nur zu kalt für die Jahreszeit, sondern eindeutig kälter als gestern und an den Tagen zuvor. Das Wetter schlug Kapriolen.

Im letzten Moment gewahrte Hendrick einen zweiten Ast auf seinem Weg, duckte sich noch tiefer und bekam zur Belohnung eine noch größere Ladung Schnee über Kopf und Schultern, von der der größte Teil prompt in seinen Nacken rieselte, so daß er vor Kälte schlotterte, als er sich wieder im Sattel aufrichtete. Einen Moment später hatte er dieses kleine Mißgeschick jedoch sofort vergessen, denn vor ihm schimmerte es - *endlich* - hell durch das Buschwerk.

Prinz Hendrick hatte den Waldrand erreicht. Wenigstens dachte er das im allerersten Moment.

Um so größer war dann seine Enttäuschung: Vor ihm lichtete sich der Wald tatsächlich, aber nur gerade weit genug, um Platz für den zugefrorenen Flußlauf zu lassen, an dessen Ufer ihn sein Weg geführt hatte. Der Fluß war nicht sonderlich breit - kaum mehr als ein Steinwurf - und wurde auf der anderen Seite von einer Mauer aus Grün und Braun begrenzt, die ebenso undurchdringlich und dunkel war wie der Wald hier. So viel zu dem närrischen Gedanken, der Falke wäre etwa gekommen, um ihn aus dem Wald herauszulotsen.

Prinz Hendrick seufzte enttäuscht, schüttelte den Kopf über seine eigene Naivität und wollte das Pferd schon wieder herumdrehen, als er eine Bewegung aus den Augenwinkeln gewahrte: Jemand war auf die zugefrorene Oberfläche des Flusses hinausgetreten. Ein Mensch, den er um Hilfe bitten konnte oder doch wenigstens nach dem Weg fragen.

Was aber Prinz Hendrick dann im nächsten Moment sah, war so unglaublich, daß er plötzlich alles um sich herum vergaß; selbst die Gefahr, in der er schwebte.

Die Gestalt, die er aus den Augenwinkeln wahrgenommen hatte, war eine junge, rothaarige Frau, vielleicht auch nur ein Mädchen, das einen dunkelroten Samtumfang trug und darunter ein Kleid gleicher Farbe. Kaum aber war sie auf das Eis hinausgetreten, da schüttelte sie den Mantel von der Schulter und ließ ihn achtlos fallen, und plötzlich bewegte sie sich mit nahezu unglaublicher Schnelligkeit, rasch wie ein Pfeil, und zugleich so mühelos wie ein Vogel, der durch die Lüfte gleitet.

Hendrick hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Fasziniert beobachtete er, wie sich die Gestalt in dem roten Kleid über das Eis bewegte. Sie schien die zugefrorene Oberfläche des Flusses nicht einmal zu berühren, sondern beinahe schwerelos darüber hinwegzugleiten, schnell und so spielerisch wie nichts, was er jemals beobachtet hatte, und sie bewegte dabei Körper und Arme im Takt einer unhörbaren Musik, so daß aus ihrem Dahingleiten bald ein graziöser Tanz wurde. Sie glitt dahin, fuhr Pirouetten, Schleifen, elegante Drehun-

gen und Kurven, gewagte Sprünge und langgezogene, elegante Tanzbewegungen, und nichts davon schien ihr auch nur die allgeringste Mühe zu bereiten. Während sie all dies tat, näherte sie sich ganz allmählich Hendricks Position am Flußufer, so daß er instinktiv ein kleines Stückchen weiter in den Schutz des verschneiten Unterholzes zurücktrat. Er hatte Angst, den Zauber dieses märchenhaften Momentes zu zerstören, wenn das Mädchen ihn sah.

Dann war sie nahe genug, daß er ihr Gesicht erkennen konnte, und im gleichen Augenblick war es um Prinz Hendrick geschehen.

Er hatte niemals in ein liebezenderes Antlitz geblickt.

Es war ihm unmöglich, es zu beschreiben. Nichts an seiner Schönheit und seiner perfekten Form ließ sich in Worte kleiden, kein Vergleich schien ihm passend, und viel, viel mehr noch als die Schönheit dieses anmutigen Mädchengesichtes schlug ihn das in seinen Bann, was er *spürte*. Etwas umgab diese schlanke, über das Eis wirbelnde Gestalt, dem er sich nicht entziehen konnte; eine Aura von Güte, Sanftmut und zugleich großer Stärke, die er mit fast körperlicher Intensität zu fühlen glaubte. Plötzlich schien es für ihn nichts Wichtigeres auf der Welt zu geben, als mit diesem Mädchen zu reden, ihr nahe zu sein, sie zu berühren, ihre Stimme zu hören und in diese wunderbaren Augen zu sehen. Er *mußte* mit ihr reden. Mit einem Satz sprang er aus dem Sattel, schlug mit einer Armbewegung die Zweige des Gebüsches zur Seite, hinter dem er sich verborgen gehalten hatte, und trat auf das Eis hinaus.

Vielleicht hätte er es besser nicht getan - oder wenigstens etwas *vorsichtiger*.

Was bei dem Mädchen so mühelos und leicht ausgesehen hatte, erwies sich in Wahrheit als eine fast unmögliche Kunst. Prinz Hendrick spürte, wie ihm die Füße unter dem Körper wegglitten. Er begann erschrocken und hastig mit den Armen zu rudern, um sein Gleichgewicht zu halten, und erreichte damit das genaue Gegenteil. Ungeschickt stürzte er nach hinten, schlug halb auf dem Eis, halb auf dem kaum weniger hart gefrorenen Erdreich des Flußufers auf und sah für einen Moment nichts als bunte Sterne. Er verletzte sich nicht wirk-

lich oder verlor gar das Bewußtsein, aber für einen kleinen Augenblick war er benommen.

Als er sich behutsam wieder aufrichtete und auf den Fluß hinaussah, war das Mädchen verschwunden. Im Eis glitzerten dünne, wie mit einem Messer eingeschnittene Spuren, welche die komplizierten Kreise und Figuren nachzuzeichnen schienen, die sie bei ihrem Tanz beschrieben hatte, aber sie selbst war nicht mehr da. Ein rascher Blick nach links zeigte dem Prinzen, daß auch ihr Mantel nicht mehr dort lag, wo sie ihn am Ufer zurückgelassen hatte. Eigentlich war das unmöglich - er hatte nur einen ganz kurzen Moment dagelegen, ehe er seine Benommenheit wieder abgeschüttelt und sich aufgesetzt hatte; selbst wenn sein Auftauchen sie erschreckt hatte, hätte die Zeit gar nicht reichen dürfen, um sie so spurlos verschwinden zu lassen.

Aber sie war verschwunden. So lautlos, wie sie erschienen war, hatte der Wald sie auch wieder verschluckt, als wäre sie nur ein Geist gewesen.

Prinz Hendrick saß lange Zeit so da, blickte auf den wieder leer daliegenden Fluß hinaus und versuchte, sich über seine eigenen Gefühle Klarheit zu verschaffen. Was er verspürte, war etwas Neues, etwas sehr Schönes und zugleich auf sonderbare Weise Schmerzhaftes. Sein Verstand sagte ihm, daß er das Mädchen nicht wirklich gesehen haben konnte. So wie sie vermochte sich kein Mensch auf spiegelglatttem Eis zu bewegen, und kein lebender Mensch konnte wirklich so schön und bezaubernd sein wie dieses Mädchen. Ganz davon abgesehen, daß niemand so schnell verschwinden konnte. Er mußte einem Trugbild aufgesessen sein.

Aber zugleich verspürte er auch eine heftige Trauer, dieses wunderschöne Gesicht nicht wiedersehen zu sollen, ein Schmerz, der tiefer ging und heftiger schmerzte, als er sich bisher auch nur hatte vorstellen können, und um so schlimmer war, weil ihm sein Verstand weiterhin klarzumachen versuchte, daß er diese Sehnsucht niemals würde stillen können. Wenn das, was er spürte, Liebe war, dann war es ihre grausamste Spielart, nämlich die Liebe zu einem Phantom.

Hendrick wollte sich aufrichten und zu seinem Pferd zurückgehen, führte die angefangene Bewegung dann aber doch nicht zu Ende,

sondern erstarrte für einen Moment. Unmittelbar neben dem tiefen Abdruck, den seine Hand im Schnee am Ufer hinterlassen hatte, lag eine Feder.

Es war nicht irgendeine Feder. Sie war groß und grau und silbern gestreift, und er wußte sofort, welchem Tier sie gehörte: einem riesigen, prachtvollen Wanderfalken.

Ganz langsam beugte sich Prinz Hendrick vor, hob die Feder auf und hielt sie einen Moment wie einen unendlich kostbaren Schatz in der Hand. Vielleicht war es ja doch kein Phantom gewesen. Diese Feder bewies, daß zumindest der Vogel wirklich gewesen war, und wenn er sich *ihn* nicht nur eingebildet hatte, dann ja vielleicht das Mädchen auch nicht...

Mit behutsamen Gesten öffnete Hendrick seine Jacke und schob die Falkenfeder unter seinen Wams, so vorsichtig, als hielte er den kostbarsten Schatz der Welt in Händen, sorgsam darauf bedacht, sie nicht zu knicken oder anderweitig zu beschädigen. Erst dann stand er auf und drehte sich herum, um zu seinem Pferd zu gehen - und erstarrte ein zweites Mal mitten im Schritt.

Er war nicht mehr allein.

Ebenso lautlos wie das Mädchen und der Falke waren drei riesige Gestalten in schwarzen Mänteln und schweren Lederharnischen aus dem Wald herausgetreten.

»Seine Lieblingsfarbe?« fragte Nadja. Es war nicht das erste Mal an diesem Morgen, daß sie diese Frage stellte, und obwohl sie lächelte und mit großer Geduld erfolgreich versuchte, das strohblonde Haar ihrer Schwester in etwas zu verwandeln, das wenigstens einer Frisur *glich*, klang ihre Stimme ein wenig verärgert. Es war schon ein Kreuz, die ältere von zwei Schwestern zu sein; zumindest, wenn die Jüngere nicht nur *aussah* wie ein Bauerntempel und sich auch so benahm, sondern auch noch dumm wie Bohnenstroh war.

»Rot?« antwortete Katja.

Nadja verdrehte die Augen und zupfte ein wenig fester an Katjas Haar, als nötig gewesen wäre. »Blau«, sagte sie geduldig. »Seine Lieblingsfarbe ist Blau, *Königsblau*, um genau zu sein. Sein Lieblingszimmer im Palast?«

Selbstverständlich wußte sie, daß sie nicht die richtige Antwort bekommen würde. Sie hatten all dies und noch hundert andere Dinge, die es über den Prinzen zu wissen gab, schon unzählige Male durchgenommen, und Katja hatte niemals auch nur eine einzige richtige Antwort gegeben. Eigentlich ist das unmöglich, dachte Nadja. Katja hätte im Grunde schon durch reinen *Zufall* wenigstens ein- oder zweimal ins Schwarze treffen müssen. Aber sie hatte sich stets geirrt. Nadja konnte nur hoffen, daß der Prinz wirklich ein so weltfremder Träumer war, wie alle behaupteten. Ansonsten würde der Abend zu einer glatten Katastrophe geraten.

»Das Regierungszimmer?« fragte Katja, nachdem sie fast eine geschlagene Minute über diese Frage nachgedacht hatte.

»Das Schlafzimmer«, seufzte Nadja. Zweifellos würde es auch Katjas liebster Raum werden, sobald sie erst einmal mit dem Prinzen verheiratet war. Nicht um die ehelichen Freunden zu genießen (Nadja bezweifelte nachhaltig, daß ihre Schwester überhaupt *wußte*, daß Ehepaare dann und wann mehr miteinander taten, als sich zu küssen...), sondern weil es dort ein breites, bequemes Bett gab, auf dem

sie den ganzen Tag liegen und das tun konnte, was sie am allerliebsten auf der Welt tat: nichts.

»Also gut, weiter«, seufzte Nadja. »Was ist sein Lieblingsessen?«

Sie hatten es während der letzten Woche ungefähr ein halbes Dutzend Mal gemeinsam zubereitet, damit es wenigstens *etwas* gab, womit Katja ihren zukünftigen Ehemann erfreuen konnte, aber Nadja war kein bißchen erstaunt, als ihre Schwester prompt antwortete: »Taubenpastete.«

»Taubenpastete?« Diesmal konnte sich Nadja nicht mehr beherrschen: sie versetzte ihrer Schwester einen leichten Klaps mit der Bürste auf den Hinterkopf. »Glaubst du das wirklich, Strohkopf? Ein Prinz ißt *niemals* Taubenpastete. Niemals, verstehst du? Sein Lieblingsessen sind Wachteleier in Aspik.«

Sie mußte an sich halten, um mit der Bürste nicht noch heftiger zuzuschlagen. Seit gut zwei Wochen, seit endgültig feststand, daß Katja während des Frühlingsfestes zur Rechten des Prinzen sitzen und auch mit ihm tanzen würde, versuchte Nadja fast verzweifelt, ihrer Schwester das Wichtigste über den zukünftigen König des Landes beizubringen. Wenn schon nicht mit ihrem Äußeren, so sollte sie ihn wenigstens mit ihrem Wissen über ihn und seine Gewohnheiten beeindrucken können. Wenn kein Wunder geschah, dann würde sie das zweifellos auch tun. Wenn auch vielleicht in anderer Hinsicht, als sie glaubte...

»Erinnerst du dich wenigstens an seinen Lieblingswein?« fragte Nadja in resignierendem Ton.

»Edelzwicker!« antwortete Katja stolz.

»Burgunder«, seufzte Nadja und schloß ergeben die Augen. »Es ist hoffnungslos. Wie oft muß ich dir das eigentlich alles noch erklären?«

Sie trat vom Frisiertisch zurück, schnitt ihrer Schwester im Spiegel eine Grimasse, die Katja in ihrer Einfältigkeit wahrscheinlich für ein schwesterliches Lächeln hielt, und wäre beinahe über den Hund gestolpert, der hinter ihr lag. Einen Moment lang mußte sie sich mit aller Macht beherrschen, um dem blöden Vieh nicht einen Tritt zu verpassen; nicht einmal so sehr, weil sie sich erschrocken hatte, son-

dern viel mehr, weil es *Katjas* Hund war. Er ähnelte ihr sogar in gewisser Hinsicht. Sein drahtiges Fell widersetzte sich jedem Versuch, es einigermaßen ansehnlich zu frisieren, und seine Lieblingsbeschäftigung bestand darin, faul hinter dem Ofen zu liegen und zu dösen. Der einzige Unterschied war vielleicht der, daß Nadja das Tier für wesentlich klüger hielt als seine Herrin.

»Das ist doch sowieso nur Zeitverschwendung«, nörgelte Katja. Mißmutig betrachtete sie ihr Spiegelbild und begann an ihrem Haar herumzuzupfen. Sie brauchte nur wenige Augenblicke, um das Ergebnis der Mühe, die sich ihre Schwester in der vergangenen halben Stunde damit gegeben hatte, wieder zunichte zu machen.

»Wie recht du doch hast«, murmelte Nadja.

Ihre Schwester sah auf. »Wie?«

»Deine Frisur«, antwortete Nadja gedankenschnell. »Es ist Zeitverschwendung. Du solltest eine Perücke tragen. Alle feinen Damen tragen jetzt Perücken, weißt du? Es ist die neueste Mode. Der Prinz wird begeistert sein.«

»Glaubst du?« Katja blickte wieder in den Spiegel und verwüstete mit einer einzigen, zielsicheren Bewegung auch noch den Rest ihrer Frisur, und Nadja versetzte dem Hund endgültig einen Tritt. Das Tier suchte hastig das Weite.

»Bestimmt«, versicherte sie. »Andererseits achtet er vielleicht auch gar nicht darauf, wenn er dir erst einmal in die Augen geblickt hat. Er wird von deinem Liebreiz so betört sein, daß er wahrscheinlich nicht einmal deine Haarfarbe zur Kenntnis nimmt.«

Katja strahlte, und ihre Schwester gelangte endgültig zu der Überzeugung, daß Sarkasmus doch eine Menge von seinem Reiz einbüßte, wenn man ihn an jemanden verschwendete, der ungefähr so klug wie ein Holzschait war.

»Ich weiß nicht«, seufzte Katja. »Ich glaube, der Prinz will nichts von mir wissen. Ich bin seit vier Wochen fast täglich am Hof gewesen, aber er nimmt mich nicht einmal zur Kenntnis. Er hat mich weder angesehen noch mit mir gesprochen. Kannst du mir sagen, warum er ausgerechnet *mich* heiraten sollte?«

»Hörst du eigentlich irgendwann auch einmal zu, wenn man mit dir redet?« fragte Nadja. Sie suchte nach dem Hund und bewegte prüfend den rechten Fuß, aber das Tier war tatsächlich weitaus klüger als seine Besitzerin und hatte sich irgendwo verkrochen.

»Ich versuche es ja«, gestand Katja in weinerlichem Ton, »aber es... es geht meistens zum einen Ohr rein und zum anderen wieder heraus.«

Immerhin weiß sie, daß sie *zwei* Ohren hat, dachte Nadja. Das war ein gewisser Fortschritt. »Also, zum allerletzten Mal, Schwesterherz: Das Gesetz schreibt eindeutig vor, daß ein regierender Prinz das Anrecht auf seinen Thron verwirkt, wenn er mit einunddreißig Jahren noch nicht verheiratet ist. Und unser Prinz wird in ganz genau einem Monat einunddreißig. Also *muß* er heiraten.«

»Und... warum sollte er *mich* heiraten?« wollte Katja wissen.

*Weil der Kanzler und ich es so arrangiert haben*, dachte Nadja. Das Königreich war viel zu kostbar, um von einem solchen Schwächling wie dem Prinzen regiert zu werden, und auch Reichskanzler Skeven würde nicht ewig leben. Also hatten er und Nadja schon vor Jahren begonnen, sich über eine angemessene Ehefrau für den Prinzen Gedanken zu machen. Sicher wäre es die einfachste Lösung gewesen, wenn sie, Nadja, den Prinzen geheiratet und damit zur Königin geworden wäre, aber die einfachsten Lösungen waren nicht immer die besten. Ihre Freundschaft zu Skeven war bekannt, und ebenso der Kummer, den sie ihrem Vater damit bereitete, so daß eine Ehe zwischen ihr und dem Prinzen nur Anlaß zu Gerüchten und weiterem Mißtrauen gegeben hätte. Ganz davon abgesehen, daß sie wenig Interesse daran hatte, den Rest ihres Lebens mit einem Mann zu verbringen, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, dummliche Gedichte zu verfassen und tagelang durch diesen schrecklichen Wald zu reiten. Daher war es wahrscheinlich die elegantere Lösung, wenn sie ihre Schwester mit diesem zu groß geratenen Kind verheiratete und sich darauf beschränkte, die Fäden im Hintergrund zu ziehen. So lange Katja auf der Welt war, hatte sie sowieso das Denken für sie übernehmen müssen. Da machte es wahrscheinlich keinen Unterschied mehr, wenn sie auch noch das *Regieren* für sie übernahm.

»Er *wird* dich heiraten, Schwesterherz«, sagte sie geduldig.

»Und warum?« fragte Katja noch einmal.

»Weil du eine Tochter aus edlem Hause bist«, antwortete Nadja.

»Aber der Prinz und unser Vater sind nicht unbedingt gute Freunde«, gab Katja zu bedenken - was Nadja einigermaßen in Erstaunen versetzte. Sie hätte nicht gedacht, daß ihre Schwester das überhaupt wußte.

»Alle anderen in Frage kommenden Frauen sind bereits verheiratet«, antwortete sie geduldig. »Oder zu jung oder zu alt. Du hast nichts weiter zu tun, als nur mit dem Prinzen zu tanzen.« *Und den Mund zu halten*, fügte sie in Gedanken hinzu. Sie betete zu Gott, daß ihre Schwester am kommenden Abend von einer sonderbaren Krankheit befallen werden möge, die ihre Zunge lähmte; wenigstens so lange, bis sie und der Reichskanzler den Prinzen davon überzeugt hatten, daß er Katja heiraten mußte. Die Frist, die ihm noch blieb, um seinen Thron zu retten, war nicht mehr lang genug, um nach einer anderen Aspirantin zu suchen.

Zumal Skeven und sie dafür gesorgt hatten, daß es im Umkreis einer Wochenreise tatsächlich niemanden gab, der dafür in Frage kam...

Von draußen näherten sich schwere, schlurfende Schritte, begleitet von einem sonderbar regelmäßigen Klopfen. Nadja drehte sich herum und sah als allererstes den Stock ihres Vaters, der die Umrisse der halb offenstehenden Tür erkundete, ehe er selbst mit vorsichtigen, tastenden Schritten den Raum betrat. Es war vier Jahre her, daß er sein Augenlicht verloren hatte, aber er hatte immer noch nicht richtig gelernt, sich mit Hilfe des Stockes zu bewegen. Vielleicht war er einfach zu alt dazu; oder ihm fehlte der Wille. Er war ein alter, gebeugter Mann. Das war er schon gewesen, so lange sich Nadja an ihn erinnern konnte, denn er hatte eine viel jüngere Frau geheiratet, die ihm zwei Töchter geschenkt hatte. Er hatte den doppelten Schicksalsschlag, innerhalb weniger Wochen sowohl seine Frau als auch sein Augenlicht zu verlieren, niemals ganz überwunden.

Nadjas Verhältnis zu ihrem Vater war nicht das beste. Er war schwach, und wenn es etwas im Leben gab, was Nadja bewunderte,

dann war es Stärke. Und er verübelte ihr das gute Verhältnis zu Skeven, denn er machte den Reichskanzler aus einem Grund, den Nadja nie ganz verstanden hatte, für sein Schicksal verantwortlich. Trotzdem eilte sie ihm entgegen, öffnete die Tür und ergriff die tastend ausgestreckte Hand ihres Vaters.

»Guten Tag, Vater«, sagte sie.

Der Graf antwortete nicht darauf, aber er sah sie fragend an, und wie immer, wenn Nadja in seine weit aufgerissenen, großen Augen blickte, die doch nichts anderes als düstere Leere sahen, lief ihr ein eisiger Schauer über den Rücken.

Als hätte er es gespürt, zog der Graf die Hand wieder zurück und fragte: »Habt ihr Ella gesehen?«

Nadjas Gesicht verdüsterte sich. »Nein, das haben wir nicht«, sagte sie kühl. »Dabei hatte sie eigentlich den Auftrag, Katjas Haar zu frisieren. Jetzt mußte ich es tun, weil dieses faule Ding nirgendwo aufzutreiben war.«

»Wahrscheinlich ist sie wieder draußen und spielt mit ihrem blöden Vogel«, fügte Katja hinzu.

»Ich habe ihr den Vormittag freigegeben«, sagte der Graf in einem Ton der Mißbilligung. Er war zwar blind, aber man mußte nicht sehen können, um zu wissen, daß weder Nadja noch ihre jüngere Schwester die neue Zofe besonders mochten.

»Freigegeben?« vergewisserte sich Nadja.

»Ja. Aber sie sollte eigentlich schon zurück sein. Wahrscheinlich war sie bei ihrer Familie im Wald und hat wieder einmal die Zeit vergessen.«

»Ja, und vor allem ihre Arbeit«, sagte Nadja böse. »Einen freien Vormittag, da hört sich doch alles auf! Und das am Tage des Frühlingfestes, wo das Haus unter der vielen Arbeit fast zusammenbricht! Wirklich, Vater, du bist äußerst großzügig.«

Der Graf registrierte den sarkastischen Ton in Nadjas Stimme sehr wohl, zumal sie sich keine besondere Mühe gegeben hatte, ihn zu verhehlen, aber er reagierte nicht darauf. »Das will ich doch hoffen«, sagte er.

Nadja tauschte einen raschen, ärgerlichen Blick mit ihrer Schwester. »Als unsere Mutter noch lebte, da war das alles anders«, sagte sie.

»Ja, das stimmt«, sagte ihr Vater. Er lachte, aber es klang nicht sehr amüsiert.

»Bei ihr hat es keiner der Bediensteten gewagt, seine Arbeit im Stich zu lassen.«

»Dazu hatten sie auch keine Gelegenheit«, versetzte der Graf. »Keine Zofe hielt es länger als vier Wochen bei ihr aus.«

Wenn Nadja etwas zu sagen gehabt hätte, dann hätte es dieses schmutzige Köhlermädchen keine vier *Tage* in diesem Haus ausgehalten. Doch aus irgendeinem Grund beschützte ihr Vater Ella. Zweifellos hatte er sie in sein Herz geschlossen; vielleicht, weil seine Welt nur aus Dunkelheit und Geräuschen bestand und Ella eine sanfte Stimme hatte und all diese närrischen Gedichte und Lieder kannte.

Nun, dachte Nadja, ihr Vater würde nicht ewig leben. Und wenn ihre Schwester erst einmal Königin war - und sie ihre *Beraterin* -, würden sich die Dinge grundlegend ändern...

Katja stieß plötzlich einen kleinen, erschrockenen Ruf aus und sprang in die Höhe, und als Nadja herumfuhr, erkannte sie auch den Grund dafür: Grauschwinge war durch das offenstehende Fenster hereingeflogen und hatte sich unmittelbar neben ihr auf der Lehne eines Sessels niedergelassen, wo er sofort damit begann, mit seinen langen, scharfen Krallen die Polster zu zerfetzen. Gleichzeitig ruckte sein Kopf hin und her, als er nach Katjas Hund Ausschau hielt. Die beiden Tiere waren schon unzählige Male aneinandergeraten, und der Verlierer hatte jedesmal vier Beine und eine Schramme mehr unter dem struppigen Fell gehabt. Obwohl ihr der Falke deshalb schon fast wieder sympathisch wurde, daß er diesen dämlichen Köter offensichtlich genausowenig leiden konnte wie sie, verabscheute Nadja den Falken zugleich auch; und zwar nur, weil er zu *Ella* gehörte.

»Verschwinde, du Ungeheuer!« kreischte Katja. Sie begann aufgeregt mit beiden Armen zu wedeln, und der Falke erhob sich tatsächlich und glitt durch das selbe Fenster wieder hinaus, durch das er hereingekommen war; allerdings nicht, ohne mit einer seiner gewal-

tigen Schwingen Katjas Frisierkommode zu streifen und den Großteil der darauf versammelten Fläschchen, Schalen und Töpfe umzuwerfen.

Nadja grinste flüchtig, aber in ihrer Stimme lag trotzdem ein Ton gerechter Empörung, als sie sich zu ihrem Vater herumdrehte und sagte: »Wirklich, Vater, du solltest Ella endlich verbieten, dieses schreckliche Tier mit ins Haus zu bringen.«

»Es ist doch nur ein Vogel, oder?« fragte der Graf. Nadja resignierte. Was hatte sie eigentlich erwartet?

Einen Moment später betrat Ella das Zimmer. Sie wirkte ein wenig aufgelöst: aus ihrem sonst tadellos frisierten Haar hing eine Strähne in ihr Gesicht, und ihr Atem ging schnell, als wäre sie gerannt. Und irgendwie sah sie auch... *erschrocken* aus, fand Nadja. Gleichzeitig registrierte sie mit einem Gefühl heftigen Ärgers, daß Ella wieder eines der alten Kleid ihrer Mutter trug, die der Graf ihr geschenkt hatte. Ein weiterer Grund, aus dem sie dieses Köhlermädchen nicht mochte. Sie trug nicht nur die alten Kleider ihrer Mutter, sie begann allmählich auch deren Platz im Herzen ihres Vaters einzunehmen.

»Komme ich zu spät, Herr?« fragte Ella schweratmend.

»Jetzt bewege dich sofort hierher, du faules Ding!« herrschte Nadja sie an, noch ehe ihr Vater antworten konnte. »Was fällt dir ein, uns einfach - «

»Du bist nicht zu spät, meine Liebe«, unterbrach sie der Graf. Ein sanftes Lächeln erschien auf seinen alten Zügen, und für einen Moment strahlte er eine Zufriedenheit und Wärme aus, wie sie Nadja in der letzten Zeit nur noch sehr selten an ihm bemerkt hatte. Ihre Eifersucht flammte fast zur Weißglut auf, als sie sah, wie Ella die ausgestreckte Hand ihres Vaters ergriff. »Es ist nur so, daß du gewöhnlich etwas früher eintriffst.«

»Ich... wurde aufgehalten«, antwortete Ella stockend. »Es tut mir leid, Herr.«

»Schon gut«, sagte der Graf. »Komm jetzt mit mir. Ich möchte, daß du mir etwas vorliest.«

»Und mein Haar?« beschwerte sich Nadja. »Wer frisiert mich jetzt?«

»Das kann Katja machen«, antwortete der Graf. »Komm jetzt, Ella.«

Die beiden Schwestern starrten ihrem Vater und Ella wütend hinterher, während sie das Zimmer verließen. »Was sagst du dazu?« murmelte Nadja. »Er behandelt sie besser als uns.«

»Es ist zum Auswachsen«, bestätigte Katja. »Nur weil *sie* ihm Geschichten vorliest und wir nicht. Immerhin sind wir seine *Töchter*.«

»Er wird alt«, sagte Nadja. »Vielleicht verliert er langsam seinen Verstand. Aber das wird sich ändern, Katja.«

»Ja?« Katjas Augen weiteten sich. »Wieso?«

»Wart's nur ab«, antwortete Nadja. »Sobald du erst einmal Königin bist, wird sich so einiges ändern. Und nicht nur hier im Haus...«

Es hatte nicht wieder zu schneien angefangen, aber der Himmel sah danach aus, und es war spürbar kälter geworden. Außerdem *roch* die Luft nach Schnee. Von Süden her schob sich langsam ein gewaltiges Wolkengebirge über den Himmel, bauchige, graue Türme aus schmutziger Watte, unter denen das Licht blasser wurde und die neue Boten des Winters mit sich brachten.

Kraftstein beobachtete abwechselnd sowohl die Wolken als auch den gewundenen Waldweg vor sich, und er war nicht ganz sicher, welcher Anblick ihm größeres Unbehagen bereitete: der Himmel, der wieder nach Schnee aussah, oder der Weg, der in willkürlichen Windungen immer tiefer und tiefer in den Wald hineinführte.

Sie waren den Weg etliche Stunden gefolgt, ohne auch nur auf die *Spuren* des Prinzen zu stoßen, und aus dem Ärger, zu allem Überfluß auch noch diese Expedition in den Wald unternehmen zu müssen, nur weil es der kindische Thronfolger des Landes vorzog, stundenlange Ausritte zu unternehmen, war längst eine nagende Sorge geworden. Es war nicht das erste Mal, daß er Prinz Hendrick aus dem einen oder anderen Grund hier draußen suchen mußte, und er kannte die Gebiete, die er durchstreifte, eigentlich recht gut. Aber sie hatten die Umgebung der Stadt gründlich abgesucht, ohne ihn zu finden, und allmählich begann sich Kraftstein zu fragen, ob dem Prinzen vielleicht etwas zugestoßen war.

»Pferde, Herr«, sagte der Soldat neben ihm plötzlich. »Ich höre Pferde. Da kommen Reiter.«

Kraftstein wandte flüchtig den Kopf und sah den Soldaten an, dessen Gesicht sich hinter einem grauen Dampfschleier verbarg, zu dem sein eigener Atem wurde, dann legte er den Kopf schräg und lauschte ebenfalls. Der Mann mußte über ein weitaus schärferes Gehör verfügen als er selbst, denn im allerersten Moment hörte Kraftstein absolut nichts, doch dann vernahm auch er ein fernes, rhythmisches Ge-

räusch, das allmählich näher kam. Hufschlag. Das Geräusch von Pferden, die sich näherten.

Der Soldat bewies ein weiteres Mal, daß er über schärfere Sinne verfügte als Oberst Kraftstein, denn er schlug plötzlich den Mantel zur Seite und legte die Hand auf den Schwertgriff und wirkte mit einem Male sehr angespannt. Es verging noch eine geschlagene Sekunde, ehe Kraftstein den Grund dafür begriff. Was sie hörten, das war nicht einfach nur Hufschlag. In das rhythmische Stampfen der Pferde mischte sich das Klirren von Metall und die knarrenden Laute von Leder... Die Männer, die sich ihnen dort näherten, waren nicht einfach nur Reiter, sondern ganz eindeutig *Krieger*.

Kraftstein machte eine rasche, fast nur angedeutete Geste mit der linken Hand, und die sechs Männer in seiner Begleitung bewiesen, daß sie ihren Ruf als die besten Männer seiner Garde zu Recht trugen: ohne daß es eines weiteren Befehles bedurft hätte, zogen sie ihre Waffen und lösten die Schilde von den Sätteln. Jeweils zwei von ihnen flankierten Kraftstein zur Rechten und Linken, während die beiden übrigen ein Stück weit zurückwichen und dann mit ihren Pferden im Schutz des Unterholzes verschwanden.

Kraftstein blickte konzentriert zur Biegung des Weges hinab. Das Geräusch der Pferdehufe kam nur allmählich näher, obwohl die Reiter sich sehr schnell zu bewegen schienen. Sie mußten weiter entfernt gewesen sein, als Kraftstein annahm; in der klaren Schneeluft waren alle Laute viel weiter zu hören als sonst. Es verging auch noch eine geraume Weile, bis die ersten Reiter hinter der Wegbiegung auftauchten; und kaum hatte Kraftstein sie gesehen, da war er sehr froh, seine besten Männer mitgenommen zu haben.

Die Reiter waren ausnahmslos riesig. Sie ritten auf gewaltigen, struppigen Schlachtrossen, neben denen die gewiß nicht kleinen Tiere Kraftsteins und seiner Begleiter wie Ponys aussahen (und wenn Kraftstein ehrlich war, dann mußte er zugeben, daß *er* und seine Männer neben diesen breitschultrigen, muskelbepackten Kriegern ebenfalls keine besonders gute Figur machten). Die Fremden trugen schwarze Fellmäntel und gleichfarbige, pelzgefütterte Hosen und Stiefel. Trotz der Kälte waren ihre Oberkörper nur mit ledernen Har-

nischen geschützt, aber was ihnen an Kleidung fehlte, das machten sie an Bewaffnung mehr als wieder wett. Die Männer waren ausnahmslos mit Schwertern, Schilden und übermannslangen Speeren bewaffnet. Kraftsteins allererster Gedanke, daß sie auf eine der Räuberbanden gestoßen waren, währte nur einen kurzen Moment. Ihm wurde fast augenblicklich klar, daß sie hier etwas ganz anderes vor sich hatten: eine kleine, aber perfekt ausgebildete und schlagkräftige Armee.

Es fragte sich nur, wem diese Armee dienen mochte. Das Wappen, das auf ihren Schilden und an den kleinen Wimpeln an ihren Lanzen spitzen prangte, hatte Kraftstein noch nie gesehen. Es war ein sonderbares, verschlungenes Symbol aus roten Linien und Kreisen, das ihm vollkommen fremd war, aber beunruhigend wirkte.

Die Reiter sprengten in scharfem Tempo heran, und gerade, als Kraftstein sich zu fragen begann, ob die Männer etwa vorhatten, ihn und seine Begleiter einfach über den Haufen zu reiten, zügelten sie grob ihre Pferde. Die vordere, aus vier Kriegern bestehende Reihe kam unmittelbar vor Kraftstein und seinen Begleitern zum Stehen, während sich die Haltebewegung wie eine schwarze Woge durch die Männer dahinter fortsetzte. Kraftstein versuchte vergeblich, sie zu zählen. Es mußten mindestens zwanzig sein, und er hatte keine Ahnung, wie viele sich noch hinter der Wegbiegung verborgen halten mochten.

Kraftstein spürte plötzlich, wie nervös die Männer neben ihm waren, und machte eine rasche, beruhigende Geste. Obwohl er diesen Befehl nur angedeutet hatte, schien sie dem Mann ihm gegenüber nicht entgangen zu sein, denn in dessen Augen blitzte es kurz und spöttisch auf. Auch diese Augen, dachte Kraftstein beunruhigt, waren nicht die eines Räubers oder gemeinen Wegelagerers, sondern eines Soldaten, der gelernt hatte, seinen Gegenüber einzuschätzen. Wer waren diese Männer?

»Ich grüße euch, ihr Herren«, begann Kraftstein. »Was führt euch hierher, und wer seid ihr?«

Der andere blickte ihn einen Moment lang mit schräggehaltenem Kopf an, dann sagte er ein einzelnes Wort in einer fremden Sprache,

das allem Anschein nach auch nicht Kraftstein gegolten hatte, denn einige seiner Begleiter reagierten mit rauhem Gelächter darauf. Einen Augenblick später antwortete er aber doch:

»Meint Ihr nicht, daß angesichts der äußeren Umstände eher *ich* derjenige sein sollte, der diese Frage stellt?« fragte der Mann. Er sprach langsam und mit einem schweren Akzent, der Kraftstein irgendwie bekannt vorkam, ohne daß er ihn einzuordnen vermochte.

»Ich bin Oberst Kraftstein«, antwortete Kraftstein kühl. »Befehlshaber der Stadtwache und Kommandant der Leibwache des Prinzen. Und ich frage Euch noch einmal: Wer seid Ihr, und was tut Ihr und Eure Männer in unserem Land, noch dazu bewaffnet?«

Seine Stimme klang fest und befehlsgewohnt, aber ihm war nicht sonderlich wohl in seiner Haut. Diese Fremden sahen nicht wie freundliche Reisende aus, die nur zufällig des Weges kamen.

»Oh, die Leibgarde des Prinzen?« Der Reiter lachte erneut dieses rauhe Lachen, dann deutete er eine spöttische Verbeugung an. »Wenn es so ist, Oberst, gibt es keinen Grund für Feindseligkeit oder Mißtrauen, denn dann haben wir etwas für Euch.«

Er drehte sich im Sattel herum und hob den Arm, und die Kolonne hinter ihm teilte sich, um eine schmale Gasse zu bilden. Kraftsteins Herz machte einen erschrockenen Sprung in seiner Brust, als er den einzelnen Reiter erkannte.

»Prinz Hendrick!« entfuhr es ihm erschrocken.

»Also hat er tatsächlich die Wahrheit gesagt?« fragte sein Gegenüber. »Dieser unvorsichtige junge Mann ist Euer Prinz?«

»Was fällt Euch ein, in diesem Ton von unserem Herrscher zu sprechen?« fuhr Kraftstein ihn an. »Was habt Ihr mit ihm gemacht?«

»Nichts, mein lieber Oberst«, antwortete der Fremde. Seine Stimme klang amüsiert. »Nun glaubt mir doch, daß wir auf Eurer Seite stehen.« Er machte eine weit ausholende Geste. »Mein Name ist Pjeer. Meine Freunde und ich kamen zufällig des Weges, als wir auf Euren Prinzen stießen. Gottlob, möchte ich hinzufügen. Wie es scheint, hatte er sich hoffnungslos verirrt. Er hätte den Rückweg aus dem Wald wohl kaum aus eigener Kraft gefunden.«

Der abfällige Ton, in dem Pjeer von dem Prinzen sprach, gefiel Kraftstein ganz und gar nicht. Aber er sagte nichts mehr dazu, sondern wartete, bis Prinz Hendrick herangekommen war und sein Pferd dicht vor ihm gezügelt hatte.

»Majestät«, sagte er mit einer tiefen Verbeugung - während er allerdings Pjeer und seine Begleiter nicht eine Sekunde aus dem Auge ließ. »Wie geht es Euch? Seid Ihr unverletzt?«

»Aber selbstverständlich, mein lieber Oberst.« Der Prinz lächelte beruhigend und nickte mehrmals hintereinander, um seine Worte zu bekräftigen. Trotzdem glaubte Kraftstein zu spüren, daß er sich in der Nähe der schwarzgekleideten Krieger ebenso unwohl fühlte wie er. »Ich hoffe, Ihr wart nicht zu sehr in Sorge um mich. Ich hatte tatsächlich den richtigen Weg verloren. Wäre ich nicht auf diese freundlichen Männer gestoßen, dann würde ich vielleicht jetzt noch durch den Wald irren.«

Kraftstein drehte sich fast widerwillig zu Pjeer herum. Der dunkelhaarige Riese gab sich keine Mühe, den hämischen Triumph zu verhehlen, mit dem ihn Hendricks Worte erfüllte; ebensowenig wie die Verachtung, die er für den Prinzen empfand. »Wie es scheint, muß ich mich bei Euch und Euren Männern bedanken«, sagte Kraftstein. »Ihr habt den Prinzen gerettet. Trotzdem«, fügte er nach einer winzigen Pause und in leicht kühlerem Ton hinzu, »gestattet mir die Frage, wer Ihr seid. Und was Ihr in den königlichen Wäldern zu schaffen habt.«

»Oh, wir sind nur harmlose Reisende«, antwortete Pjeer. »Nicht mehr.«

»In der Stärke einer kleinen Armee, und in Waffen?« fragte Kraftstein.

Pjeer zuckte mit den Schultern. »Es ist von Vorteil, sich auf der Reise zu einer Gruppe zusammenzuschließen«, sagte er. »Und sicherer, wenn man gut bewaffnet ist. Es gibt Räuber und Wegelagerer, die einem einzelnen Reisenden zum Verhängnis werden können... sagt man.«

»So, sagt man das«, murmelte Kraftstein. Er war ziemlich sicher, daß Pjeer und seine Männer noch keinem Straßenräuber begegnet

waren und allerhöchstens *sie* denjenigen zum Verhängnis wurden, die ihren Weg kreuzten. »Da wir Euch zu Dank verpflichtet sind und Ihr fremd in unserem Land seid und unsere Gesetze vielleicht nicht kennt, laßt mich Euch sagen, daß es hier nicht gern gesehen wird, wenn Fremde ihre Waffen offen tragen. Habt Ihr vor, heute abend zum Frühlingsfest in die Stadt zu kommen? Ich frage nur, weil es dann besser wäre, Ihr tätet es unbewaffnet. Euer Anblick könnte die einfachen Leute erschrecken.«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Pjeer. »Wir werden nicht lange in dieser Gegend bleiben, keine Sorge - und wir werden uns Mühe geben, den guten Leuten in euren Wäldern keinen *zu* großen Schrecken einzujagen.«

»Das ist gut«, antwortete Kraftstein. »Und nun entschuldigt uns bitte. Wir müssen zurück in die Stadt. Auf unseren Herrscher warten wichtige Regierungsgeschäfte.«

»Sollen wir Euch begleiten?« fragte Pjeer. »Diese Wälder können große Gefahren bergen, so hört man. Und Ihr könntet Euch verirren.«

»Danke, das ist nicht nötig«, antwortete Kraftstein, nur noch mühsam beherrscht. Dieser Fremde spielte mit ihm, und er gab sich nicht einmal Mühe, es zu verbergen. »Der Weg ist nicht sehr weit.«

»Ganz, wie Ihr wünscht, Oberst.« Pjeer zuckte noch einmal mit den Schultern, drehte sein Pferd herum und hob den Arm, woraufhin sich die ganze Kolonne herumdrehte und den Weg zurückzureiten begann, den sie gekommen war. Selbst ihre Bewegungen strafte ihr wildes Äußeres Lügen, denn sie erfolgten rasch und mit eindeutig militärischer Präzision. Kraftstein fragte sich mit immer größerer Besorgnis, wer diese Männer waren. Er glaubte keinen Augenblick lang daran, daß sie nur zufällig hierhergekommen waren.

»Sie haben Euch doch nicht belästigt, Majestät?« fragte er, nachdem der letzte Reiter hinter der Wegbiegung verschwunden war.

Der Prinz schüttelte den Kopf. »Nein. Keine Sorge, Oberst. Sie haben die Wahrheit gesagt. Ich gebe zu, daß auch ich im ersten Augenblick ein bißchen erschrocken war, als ich sie sah. Aber ohne sie würde ich jetzt vielleicht wirklich noch durch den Wald irren und den Weg zurück suchen.«

Er machte eine Handbewegung, mit der er das Thema offensichtlich für beendet erklärte, und fuhr in plötzlich verändertem, aufgeregtem Ton fort: »Aber ich muß Euch erzählen, was mir widerfahren ist, Oberst. Ich habe eine Fee gesehen.«

»Eine Fee?« Kraftstein blinzelte.

»Ein Mädchen«, antwortete Hendrick lächelnd. »Doch sie war schön wie eine Fee. Ich muß sie wiedersehen, Oberst. Ihr müßt mir helfen, sie zu finden. Stellt Euch vor, sie ist über das Eis gelaufen, aber ihre Füße schienen es gar nicht zu berühren. Ich habe so etwas nie zuvor gesehen. So eine Eleganz, so eine Anmut und so eine Schönheit. Ich bin nicht einmal sicher, ob sie wirklich war oder vielleicht tatsächlich nur ein Geist. Sobald wir zurück sind, werdet Ihr all Eure Männer ausschicken, um nach diesem Mädchen zu suchen; das müßt Ihr mir versprechen!«

»Selbstverständlich, Majestät«, sagte Kraftstein demütig. Aber insgeheim seufzte er tief. Prinz Hendrick schien tatsächlich nichts Ernsthaftes zugestoßen zu sein. Er war noch immer ganz der alte...

»Nie soll meine Liebste etwas tun, nur um mir zu gefallen... noch werde ich nur mich selber achten... sondern meinem Schatz all meine Liebe zu Füßen legen... und für uns den Himmel auf Erden schaffen...«

Die Wärme, die den Raum erfüllte, schien nicht allein aus dem prasselnden Kaminfeuer zu kommen, sondern vor allem aus diesen Worten, die Ella mit ihrer leisen, warmen Stimme vorgelesen hatte. Es waren die letzten Zeilen des Gedichtes, das sie dem Grafen vorgelesen hatte, und auch wenn es nicht perfekt war, das Versmaß nicht immer unbedingt stimmte und sein Gesamteindruck vielleicht sogar eher *naiv* als gekonnt anmutete, so war es doch von einer Aufrichtigkeit und Wärme erfüllt, die selbst den alten Grafen anzurühren schien.

Als Ella zu Ende gekommen war und das Buch zuklappte, saß er noch eine ganze Weile schweigend da und blickte ins Leere, ehe er mit einer tastenden Bewegung nach dem Krug griff und sich einen Becher Wein eingoß.

»Das war... wirklich gut«, sagte er. »Wer hat es geschrieben?«

»Der Prinz«, antwortete Ella. Sie lachte. »Es ist schön, wie die meisten seiner Gedichte.«

Der Graf trank einen winzigen Schluck von seinem Wein und wandte das Gesicht dann dem Kamin zu, um die Wärme zu genießen, die die prasselnden Flammen verströmten. Ella saß auf der Lehne des Sessels gleich neben ihm und hatte das Buch, aus dem sie vorgelesen hatte, auf die Knie sinken lassen. Sie schwieg und wartete darauf, daß der Graf sie aufforderte, noch ein weiteres Gedicht zu lesen, wie er es fast immer tat. Ein großer Teil ihrer Beschäftigung hier im Haus bestand darin, dem blinden Grafen Gesellschaft zu leisten und ihm vorzulesen, ihm Geschichten zu erzählen oder einfach zu berichten, was in der Welt, die er nicht mehr sehen konnte, vor sich ging.

Diesmal aber schwieg er, und sie wußte auch, warum. Nach einer Weile fragte sie: »Ihr mögt den Prinzen nicht, nicht wahr?«

Der Graf nippte ein weiteres Mal an seinem Wein, ehe er antwortete: »Oh, er ist ein freundlicher junger Mann...«

Er stellte den Becher auf das kleine Tischchen neben ihm, hatte sich aber verschätzt: Der Becher drohte auf den Boden zu fallen. Ella fing ihn auf; so rasch und geschickt, daß nicht ein einziger Tropfen überschwappte und der Graf nicht einmal etwas von seinem Mißgeschick bemerkte. Lautlos stellte Ella den Becher so auf den Tisch, daß er ihn finden konnte, wenn er danach griff, und fragte noch einmal: »Und trotzdem mögt Ihr ihn nicht?«

»Er ist mir zu schläfrig«, antwortete der Graf. »Ebenso wie sein Vater früher. Die beiden sind sich sehr ähnlich.«

»Dann muß er ein sehr guter König gewesen sein«, sagte Ella.

»Er war ein Träumer«, antwortete der Graf. In seiner Stimme war etwas, das Ella im ersten Moment für Härte hielt, bis sie begriff, daß es enttäuschte Hoffnung und Resignation war. Und vielleicht eine Spur von Trauer.

»Was ist so schlimm daran, ein Träumer zu sein?«

»Nichts«, antwortete der Graf. »Wenn man nicht nebenbei noch ein Königreich zu regieren hat.« Er griff wieder nach seinem Becher, trank aber nicht daraus, sondern begann gedankenversunken damit zu spielen. »Ich dachte, daß sich nach dem Tod des alten Königs etwas ändern würde, aber ich habe mich wohl getäuscht. Der Prinz lebt in einer Traumwelt. Genau wie sein Vater damals. Und diese Schlange von Kanzler regiert nach wie vor das Land. Oder vielleicht sollte ich besser sagen: *beutet es aus*. Er wird es in den Ruin treiben, fürchte ich. Und ich bin nicht in der Lage, ihn aufzuhalten.«

»Der Kanzler haßt sie«, sagte Ella leise.

Zu ihrer Überraschung lachte der Graf. »Wie die Pest«, bestätigte er. »Ich bin wohl der Stachel in seinem Fleisch, den er bei jeder Bewegung spürt. Aber er wagt es nicht, ihn herauszuziehen.«

»Und warum?« fragte Ella. Sie legte das Buch aus der Hand und sah den Grafen auf eine Art an, die ihn vermutlich sehr nachdenklich gestimmt hätte, hätte er ihren Blick sehen können.

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete er. »Ich weiß nicht, ob ich sie dir erzählen sollte.«

»Wenn es eine gute Geschichte ist.«

»Gut?« Der Graf schüttelte den Kopf. »Nein. Aber sie hat... eine Moral.«

»Erzählt Sie mir«, sagte Ella. Als der Graf immer noch zögerte, fügte sie lachend hinzu: »Sonst bin immer ich es, die Euch Geschichten erzählt. Warum halten wir es nicht einmal umgekehrt?«

»Weil es manchmal nicht gut ist, zu viel zu wissen, mein Kind«, erwiderte der Graf. »Vielleicht wäre alles anders gekommen, hätte auch ich damals... weniger gewußt.«

»Über den Kanzler?«

»O ja«, sagte der Graf. »Über ihn und... manche andere. Unser Land ist nicht groß, Ella, und es war niemals reich oder mächtig. Aber es war auch nicht arm. Es gab eine Zeit, in der die Menschen keine Not litten und man immer und allorts sagen konnte, was man dachte. Skeven hat dies geändert. Er hat sich in das Vertrauen des alten Königs geschlichen. Ich weiß nicht, wie... niemand weiß das. Aber eines Tages war plötzlich *er* es, der das Land beherrschte, und nicht mehr der König. Und damit begann sich alles zum Schlechten zu wenden.«

»Aber warum hat denn niemand den König gewarnt oder versucht, den Kanzler aufzuhalten?« fragte Ella.

»Ich *habe* es versucht«, antwortete der Graf. »Ich fand Beweise - *schriftliche* Beweise - dafür, daß Skeven in seine eigene Tasche wirtschaftete und die Staatskasse betrog, und ich ging damit zum König. ›Euer Gnaden‹, sagte ich, ›Ihr habt einen Dieb als Kanzlern‹«. Der alte Mann zuckte mit den Schultern, trank einen Schluck Wein und fügte leiser hinzu: »Ich hätte es besser wissen müssen.«

»Er hat nicht auf Euch gehört?«

»Nein. Er tat nichts. Ich glaube, er hat nicht einmal verstanden, was ich ihm gesagt habe. Aber der Kanzler... erfuhr davon.«

»Und?« fragte Ella.

Die Hände des Grafen schlossen sich fester um den zierlichen Zinnbecher. Ein Schatten breitete sich über seinen Zügen aus, und

seine Stimme wurde bitter. »Nichts«, sagte er. »Der alte König unternahm nichts, und auch der Kanzler nicht. Aber in der Woche darauf wurde mir ein Krug vergifteter Wein geliefert, von dem meine Frau und ich tranken. Sie starb daran, und ich selbst lag tagelang auf Leben und Tod da. Ich überlebte, aber ich verlor mein Augenlicht.«

Ella atmete hörbar ein. »Wollt Ihr damit sagen - «

»Nichts«, unterbrach sie der Graf hastig. »Ich will nichts damit sagen. Die Angelegenheit wurde untersucht und stellte sich als bedauerlicher Unfall heraus. Der Weinhändler wurde verurteilt und ins Gefängnis geworfen, doch ich hörte, daß er kurze Zeit später unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen ist. Es war nur ein Unfall, mehr nicht. Es muß so gewesen sein, weißt du, denn schließlich hat der Reichskanzler selbst die Untersuchung geleitet.«

Für einige Augenblicke wurde es sehr still. Ella blickte den Grafen an, und dann, ganz langsam und lautlos, so daß er nichts davon bemerkte, streckte sie die Hand nach seinem Gesicht aus, fast als wollte sie seine erloschenen Augen mit den Fingern berühren. Aber schließlich zog sie sie wieder zurück, ohne es getan zu haben. Sie sah sehr traurig aus.

»Das war eine... sehr traurige Geschichte«, sagte sie.

»Aber sie hat eine Moral«, sagte der Graf.

»Und welche?«

Er lachte, bitter und sehr leise. »Sie ist ganz einfach, mein Kind. Hüte dich vor träumenden Prinzen.«

In der Stadt herrschte eine Atmosphäre angespannter Nervosität, als Kraftstein in Begleitung des Prinzen zurückkehrte. Sie ritten sehr schnell; Kraftstein hatte das vage, aber trotzdem sehr drängende Gefühl, daß ihre Zeit aus irgendeinem Grunde knapp war. Daher jagte er die Pferde weiter in gestrecktem Galopp dahin, als sie das Stadttor schon längst hinter sich gelassen hatten und auf den Palast zusprengten. Unter den Hufen der Pferde stoben Funken hoch, und mehr als ein argloser Spaziergänger brachte sich mit einem hastigen Satz in Sicherheit, als die wilde Meute heranraste.

Die Wache vor dem Palast gewährte sie schon von weitem und beilte sich, das große Tor zu öffnen, um sie einzulassen. Kraftstein sprengte hindurch, brachte sein Pferd mit einer groben Bewegung vor der Palasttreppe zum Stehen und sprang aus dem Sattel, noch bevor der Prinz und die anderen Reiter heran waren. Voller Ungeduld wartete er darauf, daß auch Prinz Hendrick endlich aus dem Sattel stieg und den Palast betrat.

»Ihr werdet nach dem Mädchen suchen, Oberst?« vergewisserte sich der Prinz. »Ich kann mich doch auf Euch verlassen?«

»Voll und ganz, Majestät«, antwortete Kraftstein. »Ich werde sofort meine besten Männer aussehenden, um den Wald nach diesem... Mädchen zu durchsuchen.« *Sobald sie ihn nach drei Dutzend Bewaffneten in schwarzen Mänteln durchsucht haben*, fügte er in Gedanken hinzu. Er hatte Mühe, sich auf die Worte des Prinzen zu konzentrieren. Während des gesamten Rückweges, der trotz des scharfen Tempos, das sie eingeschlagen hatten, mehr als eine Stunde gedauert hatte, waren seine Gedanken nur um die unheimlichen Fremden gekreist. Ihr Anblick hatte ihn mehr als nur beunruhigt. Ihr freundliches Verhalten hatte Kraftstein keinen Moment lang getäuscht. Die Herablassung - und die damit gepaarte, latente Drohung in den Blicken des Anführers - war weder ihm noch einem seiner Männer entgangen. Kraftstein glaubte nicht, daß diese Krieger *rein zufällig* hier in

diesem Land waren, und er glaubte nicht einmal, daß sie den Weg des Prinzen durch einen bloßen Zufall gekreuzt hatten. Diese kleine Armee war aus einem ganz bestimmten Grund hier.

Der Prinz begann mit raschen Schritten die Treppe hinaufzueilen, und Kraftstein folgte ihm. In der großen Halle trennten sie sich: Während der Prinz sich nach rechts wandte, um in seine Gemächer zu gehen und wahrscheinlich den Rest des Tages damit zu verbringen, von einem Mädchen zu träumen, das *über das Eis glitt, ohne es zu berühren*, eilte Kraftstein in die entgegengesetzte Richtung. Er mußte alle seine Boten zusammenrufen und Männer in den Wald schicken, die die Spur der Bewaffneten aufnahmen. Er *mußte* herausfinden, warum diese unheimlichen Fremden hier waren.

Auf halbem Wege begegnete er Skeven, der in Begleitung des Kaufmannes die Treppe hinunterkam. Noch ehe Kraftstein etwas sagen konnte, sprach der Kanzler ihn in rüdem Ton an: »Oberst! Wo wart Ihr die ganze Zeit? Ihr habt den Prinzen gefunden, hoffe ich doch!«

»Ja«, antwortete Kraftstein. »Er ist in seinen Gemächern. Aber da ist - «

»Das wurde ja auch Zeit«, fiel ihm Skeven ins Wort. »Ihr habt ziemlich lange gebraucht, findet Ihr nicht?« Er wandte sich an Mercant, der neben ihm stehengeblieben war und abwechselnd ihn und Kraftstein wortlos musterte. »Wenn es Euch recht ist, mein Freund, dann gehen wir jetzt gleich zu Ihrer Majestät und klären die Angelegenheit.«

»Mylord, es gibt etwas, was - «, begann Kraftstein. Aber er führte den Satz nicht zu Ende, denn in diesem Moment fiel sein Blick auf die linke Hand Mercants, und was er daran sah, das ließ ihn seine Worte schlagartig vergessen: Es war ein Siegelring, groß, wuchtig und in protzigem Gold gehalten. Das Siegel selbst bestand aus feuerroten, ineinander verschlungenen Linien und Strichen, die ein beunruhigendes Muster bildeten.

Es war das gleiche Emblem, das er auf den Schilden der fremden Reiter gesehen hatte.

Weder Mercant noch dem Kanzler waren sein Erschrecken verborgen geblieben. In Mercants Augen blitzte es belustigt auf, während Skeven nachdenklich die Stirn runzelte. »Was habt Ihr, Oberst?« fragte er.

Kraftstein deutete auf Mercants Ring. »Dieses Wappen«, sagte er. »Was bedeutet es?«

»Es ist mein persönliches Siegel«, antwortete Mercant, während er die Hand hob und den Ring so vor dem Gesicht drehte, daß er das Sonnenlicht auffing und in blitzenden Reflexen zurückwarf. Die roten Linien und Striche des Siegels schienen dadurch auf eine unheimliche Weise zum Leben zu erwachen, wie ein Nest sich windender, blutigroter Schlangen. »Vielleicht habt Ihr es ja schon einmal gesehen?«

»Das habe ich in der Tat«, antwortete Kraftstein in scharfem Ton. Er wandte sich an den Kanzler. »Als wir nach dem Prinzen suchten, stießen wir auf eine Abteilung Bewaffneter, die dieses Symbol in ihrem Wappen führten. Eine *ziemlich große* Abteilung Bewaffneter, wie ich bemerken möchte.«

»Zweifellos seid Ihr auf meine Leibwache gestoßen«, sagte Mercant. »Ich hoffe doch, sie haben sich tadellos benommen.«

»Eure *Leibwache*?« erwiderte Kraftstein und stöhnte.

»Selbstverständlich«, entgegnete Mercant lächelnd. »Ich bin ein nicht ganz unvermögender Mann, wie Ihr wißt, Oberst. Es wäre zu gefährlich, allein auf eine lange Reise zu gehen. Wer weiß, wem man unterwegs begegnet.«

»Eure sogenannte *Leibwache* besteht aus gut dreißig bewaffneten Kriegern -«, begann Kraftstein, wurde aber sofort wieder von Mercant unterbrochen.

»Genaugenommen sind es fünfzig, Oberst. Und es sind die besten Krieger, die Ihr Euch denken könnt.«

»Fünfzig?« sagte Kraftstein erschrocken. »Das ist... eine kleine Armee.«

»Dort, wo ich herkomme, nicht«, erwiderte Mercant. »In der Tat ist es nur ein kleiner Teil der Männer, die in meinen Diensten stehen, um meinen Besitz zu schützen.«

»Worüber erregt Ihr Euch so, Kraftstein?« wollte Skeven wissen. »Es ist nur natürlich, daß ein Mann wie Mercant nicht allein auf eine so gefährliche Reise geht, oder?«

»Ich schätze es nicht, wenn Fremde mit einer ganzen *Armee* zu Besuch kommen«, sagte Kraftstein. »Er hätte es uns wenigstens sagen können. Das Auftauchen dieser Männer könnte für Unruhe unter der Bevölkerung sorgen.«

»Aus diesem Grund befahl ich ihnen, in den Wäldern zu bleiben und sich der Stadt nicht zu nähern«, sagte Mercant. »Das haben sie doch getan, oder? Ihr seid auf sie gestoßen, während ihr nach dem Prinzen gesucht habt, nehme ich an?«

»Genaugenommen haben *sie* den Prinzen gefunden«, gestand Kraftstein widerwillig. »Aber das ändert nichts daran, daß -«

»Dann verstehe ich nicht, warum Ihr Euch so echauffiert, Oberst«, unterbrach ihn Skeven kühl. »Ihr solltet Baron Mercant im Gegenteil dankbar sein. Gott allein weiß, was dem Prinzen hätte widerfahren können, ganz allein dort draußen in den Wäldern...« Er wedelte ungeduldig mit der Hand, als Kraftstein abermals widersprechen wollte. »Genug jetzt. Wir müssen zum Prinzen, um unsere Geschäfte zu besprechen. Warum begleitet Ihr uns nicht?«

Kraftstein zögerte. Er konnte sich ungefähr zehntausend Dinge vorstellen, die er auf Antrieb lieber getan hätte, als weiter in der Nähe des Kaufmannes zu bleiben; aber andererseits war es vielleicht besser, ihn im Auge zu behalten. Jetzt, nachdem er wußte, in *wessen* Diensten die Bewaffneten standen, traute er Mercant weniger denn je. Mit einem wortlosen Nicken trat er beiseite und schloß sich Mercant und dem Kanzler an.

Sie fanden den Prinzen in seinen Privatgemächern; er war ganz offensichtlich mit genau dem beschäftigt, was Kraftstein erwartet hatte: mit Tagträumen. Er saß hinter seinem Schreibtisch, hatte eine Feder in der Hand und schrieb irgend etwas auf ein Blatt Papier, und was immer es war, schien seine Konzentration so sehr in Anspruch zu nehmen, daß er den Kanzler und seine beiden Begleiter nicht bemerkte, als sie den Raum betraten.

Mercant räusperte sich. »Eine Million Gulden, Sir«, flüsterte er.

Skeven nickte, bedeutete Mercant aber gleichzeitig mit einer raschen Bewegung, still zu sein. Halb vorgebeugt und in demüthiger Haltung näherte er sich dem Schreibtisch und räusperte sich ein zweites Mal; lauter und auffälliger, aber mit dem gleichen Ergebnis.

»Vielleicht wäre es besser, wenn Ihr mich das... allein erledigen liebet«, sagte der Kanzler.

»Eine Million, Sir«, wiederholte Mercant. »In Gold!«

Der Kanzler hatte den Schreibtisch mittlerweile erreicht, richtete sich wieder auf und sagte halblaut und an den Prinzen gewandt: »Hoheit, es tut mir leid, Euch beim Verfassen eines weiteren sentimental, also unerträglichen Gedichtes zu unterbrechen, aber ich komme in wichtigen Staatsangelegenheiten...«

Kraftstein verspürte ein kurzes, heftiges Aufflammen von Zorn, als er Skeven in diesem respektlosen Ton mit dem Prinzen reden hörte, aber wie erwartet nahm Hendrick die Worte gar nicht zur Kenntnis. Seine Feder flog weiter über das Papier und verursachte dabei kratzende, unangenehme Geräusche, während auf seinem Gesicht ein sonderbar entrückter, fast seliger Ausdruck lag. Er war nicht wirklich hier, begriff Kraftstein, sondern irgendwo im Wald, bei einem Mädchen, das es vermutlich nicht wirklich gab...

»Seht Ihr«, sagte Skeven seufzend. »Wie ich es sagte: Er ist in seiner Traumwelt...« Er überlegte einen Moment, dann drehte er sich vollends zu Mercant herum und fuhr mit gesenkter Stimme fort: »Warum geht Ihr nicht und nehmt eine zweite Mahlzeit ein... oder zählt Euer Geld, und laßt mich das hier erledigen?«

Er hatte wohl doch zu laut gesprochen, denn der Prinz hielt plötzlich mit Schreiben inne und fuhr mit einem leisen Schreckenslaut auf. Im allerersten Moment wirkte er tatsächlich wie ein Schläfer, der unversehens aufgewacht war und nicht genau wußte, wo er sich befand. Geschweige denn, *wem* er gegenüber saß.

»Ja?« sagte er irritiert.

»Wie ich soeben sagte, Sir«, antwortete Skeven mit einer weiteren, angedeuteten Verbeugung.

»Ihr... habt etwas gesagt?« fragte Prinz Hendrick.

»Es war folgendes, Hoheit«, antwortete Skeven und deutete auf Mercant. »Ich sagte, daß der Baron hier Euch eine runde Million Gulden in Gold bietet. Eine akzeptable Summe, meine ich.«

»In der Tat«, antwortete der Prinz. »Wofür?«

»Für den königlichen Wald, Hoheit.«

»Oh«, sagte der Prinz. Er senkte den Blick auf das Blatt Papier vor sich, als fände er alle Antworten auf alle Fragen in dem Text, den er gerade selbst verfaßte, runzelte dann plötzlich die Stirn und fügte zwei oder drei weitere Worte hinzu. Beinahe geistesabwesend fragte er: »Verkaufen wir ihn denn?«

Kraftstein sah irritiert von Hendrick zu Skeven und wieder zurück. Nach allem, was er von dem Kanzler erfahren hatte, war er fest davon ausgegangen, daß der Verkauf des Eichenwaldes bereits beschlossene Sache war. Konnte es sein, daß der Prinz von dieser *beschlossenen Sache* bisher nicht einmal wußte?

»Aber Ihr hattet doch Euer Einverständnis bereits gegeben!« antwortete Skeven in einem Tonfall perfekt geschaukelter Überraschung. Kraftstein beobachtete ihn mit wachsendem Mißtrauen, hielt sich aber weiterhin zurück.

»Habe ich das?« fragte der Prinz, ohne von seinem Text aufzublicken. Seine Feder verursachte kratzende Geräusche und huschte weiter über das Papier. »Seltsam, ich kann mich gar nicht erinnern... er ist so wundervoll.«

»Aber völlig wertlos für die Staatskasse, Hoheit«, fügte der Kanzler hinzu. »Und, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, unsere Kasse bedarf dringend einer kleinen... äh... Auffrischung. Ihr wißt, die letzten Jahre waren schlecht, und die Steuern fließen nicht mehr so reichlich...«

»Keinen Wert?« fragte der Prinz. »Ich bitte Euch, Kanzler! Glaubt Ihr denn wirklich, daß Schönheit keinen Wert besitzt?«

»Ja, Hoheit, das glaube ich«, antwortete Skeven seufzend. »Nicht, wenn die Menschen im Lande hungern und nicht mehr in der Lage sind, ihre Steuern zu bezahlen.«

Hendrick sah endlich von seinem Blatt auf und musterte Skeven lange und nachdenklich. »Aber ich reite so gerne in diesem Wald«, sagte er. »Ich würde nur sehr ungern darauf verzichten.«

»Aber das müßt Ihr doch auch nicht«, beeilte sich Skeven zu versichern. »Natürlich wäre es Teil des Vertrages, daß Ihr das auch weiterhin dürft. So oft und so lange Ihr nur wollt.«

»Oh«, sagte der Prinz und schrieb weiter.

»Eine Million Gulden in Gold ist eine immense Summe, Euer Hoheit«, fuhr Skeven mit einem Seitenblick auf Mercant fort. »Sie würde es uns nicht nur ermöglichen, aller unserer Probleme auf einen Schlag entledigt zu sein, sondern Euch noch dazu in die Lage versetzen, etwas ganz Einmaliges zu tun, etwas noch nie Dagewesenes, möchte ich sagen.«

»Und was... meint ihr damit?« fragte der Prinz abwesend.

Skeven ließ eine genau bemessene Zeitspanne verstreichen, ehe er mit dramatisch gesenkter Stimme antwortete: »Die Senkung der Steuern, Euer Hoheit.«

Prinz Hendrick sah auf. Er runzelte die Stirn. »Das würde mich... ziemlich beliebt machen, denke ich.«

»Beliebt?« Skeven lachte. »Ihr würdet in die Geschichte eingehen als einer der besten und weisesten Monarchen aller Zeiten. Das Volk wird Euch lieben!«

»Glaubt ihr das wirklich?« fragte Hendrick.

»Ich garantiere es Euch, Hoheit«, antwortete Skeven im Brustton der Überzeugung.

Prinz Hendrick dachte einen Moment lang stirnrunzelnd über diesen Gedanken nach, dann zuckte er mit den Schultern, beugte sich wieder über das angefangene Gedicht und sagte: »Von mir aus. Tut, was Ihr für richtig haltet, Kanzler.«

»Eine wirklich staatsmännische Entscheidung«, sagte Skeven. »Meinen Glückwunsch, Hoheit.«

Hendrick hörte gar nicht mehr zu. Skeven wartete einen Moment lang vergeblich, daß er noch etwas sagte, dann drehte er sich herum, gebot Mercant und Kraftstein mit einer Geste, den Raum zu verlassen. Er selbst näherte sich rückwärts gehend und unter ständigen

Verbeugungen der Tür. Draußen angekommen, wartete er, bis sie geschlossen war, dann richtete er sich auf und wandte sich mit einem triumphierenden Lächeln an Mercant.

»Wie ich es sagte: kein Problem. Womit wir beim zweiten Teil unserer Abmachung wären... meiner Provision. Dreißig Prozent, wie vereinbart, also dreihunderttausend. In Gold, selbstverständlich.«

»Drehunderttausend?« Mercant erbleichte. »Unmöglich!«

»Aber ganz und gar nicht«, antwortete Skeven lächelnd. »Ich bin dabei noch großzügig.«

»Was?« keuchte Mercant. Er sah aus, als hätte er plötzlich Schwierigkeiten, richtig zu atmen.

»Verehrtester - meine normale Provision beträgt die Hälfte. Aber in diesem Fall schaue ich nicht auf den schnellen Gewinn, sondern denke an die Zukunft.«

Mercants Gesicht verlor noch mehr Farbe. Er rang nach Luft und warf Kraftstein einen beinahe hilfeschendenden Blick zu, den dieser geflissentlich ignorierte.

»Seht Ihr«, fuhr Skeven mit einem süffisanten Lächeln fort, »der Prinz besitzt auch die Kohleminen, die Seen und Flüsse, die Strände und Häfen, von den Lehen im Norden und den übrigen Werten ganz zu schweigen. Selbst die Kathedrale gehört ihm, nicht der Kirche - denkt nur einmal an ihr Bronzedach und den ungeheuren Metallwert.«

»Trotzdem...« Mercant schüttelte hilflos den Kopf. »Dreißig Prozent... Das ist...«

»Überaus günstig«, sagte Skeven. Ein verschlagenes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Der Eichenwald... ich nehme doch an, Ihr habt vor, jeden einzelnen Baum zu fällen?«

»Nun...«, sagte Mercant.

»Wenn es so ist, dann macht Ihr ein wirklich gutes Geschäft«, sagte Skeven. »Ich schätze den Wert des Holzes allein auf fünf Millionen Gulden, und diese Schätzung ist noch niedrig angesetzt. Dazu kommt das Wild... aber wenn Ihr meine Bedingungen inakzeptabel findet, dann kann ich dem Prinzen natürlich auch raten, nach einem anderen Käufer zu suchen.«

»Nein, nein«, sagte Mercant hastig. »Es ist nur...«

»Ihr seid also einverstanden?« fragte Skeven.

Mercant druckte noch einen Moment herum, aber Kraftstein hatte das Gefühl, daß er das nur schauspielerte. Er wirkte nicht wirklich unentschlossen, sondern schien eher bemüht, der Rolle gerecht zu werden, die sein Gegenüber vielleicht von ihm erwartete.

»Also gut«, sagte er schließlich. »Unter einer Bedingung... Ihr verkündet die Proklamation noch heute und in der Öffentlichkeit. Heute abend, auf dem Fest.«

»Einverstanden«, sagte Skeven.

Der Baron und er reichten sich die Hände, und nach einem weiteren Augenblick streckte der Kaufmann auch Kraftstein die Rechte entgegen, um den Handel zu besiegeln. Kraftstein griff danach - aber er hatte das Gefühl, seine Seele verkauft zu haben.

Die Sonne war noch nicht ganz untergegangen, und das Fest hatte offiziell noch gar nicht begonnen, aber durch die offenstehenden Fenster wehte trotzdem ein Laut wie das aufgeregte Summen eines riesigen Bienenschwarmes herein: das geschäftige Durcheinander Tausender von Stimmen, die draußen auf dem Marktplatz, aber auch im Schloßhof und den Straßen erklangen. Die Stadt brodelte noch immer vor Aufregung, aber es war nun eine *freudige* Aufregung: das Frühlingsfest warf seine Schatten voraus, und auch wenn das Wetter und die Temperaturen sich in diesem Jahr beharrlich weigerten, dem Diktat des Kalenders zu folgen, so hatte der Frühling doch zumindest in die Herzen der Menschen Einzug gehalten. Man hörte mehr Lachen als sonst, man sah mehr fröhliche Gesichter und strahlende Augen, und die Menschen packten beherzter zu und erledigten ihre Arbeit fröhlicher und mit mehr Schwung als sonst.

Auch Reichskanzler Skeven fand, daß es ein ganz außergewöhnlich schöner Tag war, und an dieser Hochstimmung vermochten weder die grauen Wolken am Himmel noch die Aussicht auf einen weiteren Abend in der tödlich langweiligen Gesellschaft des jungen Prinzen etwas zu ändern. Heute *war* ein außergewöhnlich erfreulicher Tag. Indem er dem Prinzen die Zustimmung zum Verkauf des Eichenwaldes abgerungen hatte, war er der Verwirklichung seiner Pläne ein gutes Stück nähergekommen. Und wenn es ihm heute abend auch noch gelang, Hendrick mit der Tochter des Grafen zu verloben... nun, dann war er seinen Plänen nicht nur *ein gutes Stück* nähergekommen, sondern praktisch am Ziel. Noch wenige Stunden, und dieses Land gehörte endgültig ihm.

Als er die Tür zu seinem Gemach hinter sich schloß, spürte er, daß er nicht allein war.

Erschrocken fuhr er herum, gewahrte einen Schatten irgendwo in nicht zu bestimmender Entfernung vor sich und tastete instinktiv

nach dem schmalen Dolch, den er immer unter dem Wams trug; schließlich konnte man nie wissen.

Aber sein Schrecken erwies sich als unbegründet. Der Schatten bewegte sich und kam näher. Skeven hörte das Rascheln von Seide und verspürte zugleich einen sanften Veilchenduft. Er entspannte sich und atmete hörbar auf; ein Geräusch, das dem unangemeldeten Besucher in seinen Privaträumen nicht verborgen blieb, denn nach einem kurzen Zögern antwortete ein spöttisches Lachen darauf.

»Ihr seid schreckhaft wie immer, mein lieber Kanzler«, sagte Nadja.

»Vorsichtig, nicht schreckhaft«, verbesserte sie Skeven. »Ein Mann wie ich - «

»- tut sicher prinzipiell gut daran, zu Tode erschrocken zu sein, wenn er unversehens einem Fremden gegenübersteht«, fiel ihm Nadja ins Wort. »Wie kommt es, daß Ihr ganz ohne Wache unterwegs seid. Ich dachte immer, Kraftstein begleitet Euch selbst ins Schlafzimmer.«

Skeven zog es vor, nicht darauf zu antworten. Er mochte Nadjas spöttische Art, aber manchmal wünschte er sich, sie wäre doch etwas weniger direkt. Schließlich wußte man nie, wer zuhörte. Rasch ging er an ihr vorbei und zog die Vorhänge auf.

Die Geräusche von draußen wurden lauter, aber das Licht machte aus dem schlanken Schatten eine ebenso schlanke, dunkelhaarige Frauengestalt, die mit vor der Brust verschränkten Armen an der Wand neben der Tür lehnte und ihn musterte.

»Ist es nicht etwas gefährlich, hierher zu kommen?« fragte er. »Du könntest alles verderben.«

»Kaum«, antwortete Nadja. »Niemand hat mich bemerkt. Und selbst wenn - ich bin in offizieller Mission hier, habt Ihr das vergessen?«

Skeven blickte fragend, und Nadja fuhr in noch spöttischerem Tonfall und mit einer angedeuteten Verbeugung fort: »Ich habe den Herrn Kanzler im Namen meiner Schwester um die Ehre zu bitten, an diesem Abend den traditionellen Eröffnungstanz mit unserem Prinzen tanzen zu dürfen.«

»Wir werden darüber nachdenken«, antwortete Skeven im gleichen Ton. Dann wurde er übergangslos ernst. »Glaubst du, daß sie es schafft?«

»Den Tanz?« Nadja zuckte mit den Schultern. »Wenn sie nicht über ihre eigenen Füße stolpert, sicher.«

»Ich meine es ernst«, sagte Skeven, nun leicht verärgert. »Es hängt alles davon ab, daß sie einen guten Eindruck macht. Nicht auszudenken, wenn der Prinz sie nicht heiratet und seinen Thron verliert.«

»Was geschähe dann?« fragte Nadja.

Skeven zuckte mit den Schultern. »Das ist noch nie vorgekommen. Ich nehme an, die Suche nach einem anderen Thronfolger könnte Jahre dauern. Und wer weiß - nachher findet sich irgendein Cousin siebzehnten Grades, der herkommt und seinen rechtmäßigen Anspruch geltend macht...«

»...wo *Ihr* doch der einzige im Lande seid, der einen rechtmäßigen Anspruch auf den Thron hat«, fügte Nadja voller Ironie hinzu. »Ihr habt recht, Kanzler. Nicht auszudenken.«

Skeven musterte sie scharf, aber er ging auch jetzt nicht weiter auf das Thema ein. »Wenn du deine Schwester gut vorbereitet hast, ist alles in Ordnung«, sagte er. »Der Prinz tut immer, was ich ihm rate.«

»Wie ich höre, hat er es heute bereits einmal getan«, fügte Nadja in fragendem Tonfall hinzu. »Er war tatsächlich einverstanden, den Wald zu verkaufen?«

»Ich glaube, er hat es nicht einmal gemerkt«, antwortete Skeven lächelnd. »Er war mit Wichtigerem beschäftigt. Er mußte eines seiner Gedichte schreiben.«

»Dann wollen wir nur hoffen, daß er sich heute abend noch daran erinnert«, erwiderte Nadja. »Sagt - wollt Ihr tatsächlich die *Steuern* senken?«

Skeven sah sie überrascht an. »Woher weißt du das?«

»Gute Neuigkeiten sprechen sich immer schnell herum«, antwortete Nadja ausweichend. »Ihr wißt doch, Kanzler - die Wände hier haben Ohren. Und Ihr und Kraftstein seid nicht die einzigen, die zu lauschen verstehen.«

Skeven mustert sie sehr nachdenklich und nicht sehr freundlich. War das eine Warnung gewesen? Aber dann nickte er nur und sagte: »Ja, aber natürlich nicht alle. Ich denke da an ganz gewisse Steuern... und natürlich an andere, die zum Ausgleich erhöht werden müßten. Außerdem gibt es noch andere Möglichkeiten, den Verlust wieder auszugleichen. Vielleicht lasse ich den einen oder anderen Feiertag abschaffen... mir fällt schon etwas ein.«

»Da bin ich sicher«, sagte Nadja.

Wie es zur Feier des Frühlingsfestes üblich war, hatte man die Palasttore geöffnet, um auch die einfachen Leute von der Straße einzulassen, und zum ersten Mal, so lange Kraftstein sich zurückerinnern konnte, war ihm nicht wohl dabei. Er hatte die Wachen angewiesen, sich zwar wie üblich im Hintergrund zu halten, aber an diesem Abend besonders wachsam zu sein, und vor allem jeden im Auge zu behalten, den sie nicht von Angesicht kannten. Den ganzen Tag über hatte er an seine unheimliche Begegnung im Wald zurückdenken müssen, und Mercants Erklärung, daß es sich bei den Bewaffneten nur um seine persönliche Leibwache handelte, hatte keineswegs zu Kraftsteins Beruhigung beigetragen. Ganz im Gegenteil. Wenn die Männer tatsächlich nur die Wache des Barons darstellten, wieso hielten sie sich dann Meilen von ihm entfernt im Wald auf?

Die Musik setzte ein, und die ersten, noch zaghaften Töne, die an sein Ohr drangen, rissen ihn aus seinen düsteren Überlegungen zurück in die Wirklichkeit. Kraftstein überzeugte sich mit einem raschen Blick davon, daß alle Männer auf ihren Posten waren und taten, was er ihnen geheißen hatte (nämlich jeden Unbekannten, der hereinkam, möglichst unauffällig, aber doch sehr sorgsam nach Waffen zu durchsuchen) und wandte seine Konzentration dann für einen kurzen Moment dem Orchester zu.

Die Männer spielten ein kleines, belangloses Stück, das wohl einzig dazu diente, ihre Instrumente ein letztes Mal zu stimmen, aber rings um die große Tanzfläche im Festsaal drängte sich bereits alles, was in der Stadt Rang und Namen hatte. Da Feste selten waren, gab es praktisch niemanden, der nicht daran teilnahm und sich nicht seit

Monaten darauf gefreut hatte. Außer dem gesamten Hofstaat waren auch viel einfache Leute gekommen; Handwerker und Bauern, Jäger und Fischer, Händler... Wäre der Saal groß genug gewesen, wäre wahrscheinlich jeder einzelne Einwohner des Landes hier hereingekommen, denn wann bekam man schon einmal Gelegenheit, das Schloß von innen zu sehen?

Kraftstein entdeckte eine Menge bekannter Gesichter in der Menge. Obwohl das Fest offiziell erst mit dem ersten Tanze des Prinzen als eröffnet galt, hatte man bereits Speisen und Getränke zuhauf aufgeföhren, und überall hörte man Lachen, Reden und Scherzen und war bereits ein allgemeines Schmausen und Trinken im Gange. Aber ihm fiel auch auf, daß nicht *alle* so fröhlich und unbekümmert waren, wie er es von den letzten Jahren her in Erinnerung hatte. Der Winter war hart gewesen und wollte immer noch kein Ende nehmen. Kraftstein wußte sehr wohl, daß so mancher von denen, die jetzt hier versammelt waren und lachten und tranken, in Wahrheit ums nackte Überleben kämpften; vor allem die kleinen Handwerker und Arbeiter. Der arme Kerl, den er heute morgen vor dem Kerker bewahrt hatte, war beileibe nicht der einzige, der im vergangenen Winter öfter das Knurren seines Magens als das Lachen seiner Kinder gehört hatte.

Die Musik brach ab, und einen winzigen Moment später verstummten auch alle anderen Geräusche im Raum, und alle Aufmerksamkeit wandte sich dem oberen Ende der Treppe zu. Die großen Türen dort oben hatten sich geöffnet, und Prinz Hendrick trat in Begleitung seines Kanzlers und einiger hoher Würdenträger heraus. Zu seiner Verärgerung gewahrte Kraftstein auch Mercant unter ihnen. Unten im Saal wurde verhaltener Applaus laut, doch auch er erschien Kraftstein weitaus zaghafter, als er noch vor etwa einem Jahr gewesen war oder gar zu Lebzeiten des alten Königs. Erst, als Skeven einen straffenden Blick in die Tiefe warf und eine auffordernde Geste machte (allerdings so, daß der Prinz sie nicht bemerkte), wurde der Beifall etwas heftiger, und hier und da wurden sogar verhaltene Hoch-Rufe laut. Aber nicht für lange. Nach einigen Momenten sorgte der Kanzler mit einer zweiten, deutlicheren Geste für Ruhe, begrüßte alle Anwesenden und verkündete dann das, worauf die meisten hier

schon sehnlichst gewartet hatten: nämlich, daß der Prinz seine Partnerin für den traditionellen ersten Tanz des Abends erwählen und das Fest damit offiziell eröffnen würde. Der Applaus, der diesmal folgte, war deutlich länger und klang auch ehrlicher.

Kraftstein war allerdings nicht schlecht überrascht, als er sah, *wen* der Prinz sich als Tanzpartnerin auserkoren hatte: neben allen andern Adeligen war auch der blinde Graf Desny mit seinen beiden Töchtern gekommen. Kraftstein kannte ihn gut. Früher, als sowohl der alte König als auch Desnys Frau noch gelebt hatten, waren sie beinahe so etwas wie Freunde gewesen, aber seit er innerhalb eines einzigen Monats sein geliebtes Weib und dann sein Augenlicht verloren hatte, hatte der Graf sich völlig zurückgezogen. Er verließ so gut wie niemals mehr sein Haus, und er sprach kaum noch mit Fremden.

Um so mehr erschrak Kraftstein jetzt, als er ihn sah. Der Graf war nicht mehr der Jüngste, aber seit Kraftstein ihn das letzte Mal beim Frühlingsfest im vergangenen Jahr gesehen hatte, schien er um mindestens zehn Jahre gealtert zu sein.

Neben ihm saßen seine beiden Töchter, Nadja und Katja. Kraftstein wäre nicht erstaunt gewesen, hätte der Prinz Nadja gewählt, denn sie war nicht nur ausnehmend hübsch, sondern besaß auch einen scharfen Verstand und sehr viel Charme; auch wenn sie beides vielleicht nicht immer ganz glücklich einzusetzen wußte. Man munkelte, daß sie sich vielleicht ein wenig *zu* gut mit dem Kanzler verstand und das genaue Gegenteil ihres Vaters und ihrer verstorbenen Mutter geworden sei. Aber *das* war eine Art von Klatsch, für die sich Kraftstein nun wirklich nicht interessierte.

Auch wenn er es vielleicht besser getan hätte...

Zu seiner Überraschung wählte Prinz Hendrick jedoch nicht Nadja, sondern ihre jüngere Schwester Katja als Partnerin für den ersten Tanz. Genaugenommen war es allerdings nicht der Prinz, der sie auswählte, denn wie es das Protokoll vorschrieb, geleitete der Reichskanzler den Prinzen zu seinem Stuhl, wandte sich dann um und ging mit gemessenen Schritten über die Tanzfläche, um die Partnerin für den ersten Tanz auszuwählen.

Seine Wahl sorgte für ein allgemeines, erstauntes »Ah« und »Oh« unter den Gästen, und eine Menge dieser gemurmelten Worte klangen nicht unbedingt angenehm überrascht oder gar erfreut. Dabei gab es wohl niemanden in der Stadt, der etwas gegen die Grafentochter hatte - ganz im Gegenteil erfreute sich Katja eigentlich allgemeiner Beliebtheit - als Tochter des Grafen.

Daß Skeven sie nun zu Prinz Hendricks Stuhl begleitete, machte jedoch mehr aus ihr. Es war allgemein bekannt, daß der Prinz dringend eine Frau suchte, denn wenn er nicht innerhalb der nächsten vier Wochen heiratete, verlor er seinen Thron; und es war ebenso klar, daß die Frau, mit der er an diesem Abend tanzen würde, sehr gute Aussichten hatte, die neue Königin des Landes zu werden.

Und als *Königin* konnte sich wohl nicht nur Kraftstein die Tochter des Grafen nicht vorstellen. Denn sie hatte ein überaus schlichtes Gemüt und war ungefähr so klug wie ein Melkschemel. Prinz Hendrick, der Träumer, mit einer Königin an seiner Seite, die glücklich damit wäre, den ganzen Tag auf einer Wiese zu sitzen und dem Gras beim Wachsen zuzusehen? Unvorstellbar!

Kraftstein warf einen fast verzweifelten Blick in die Richtung des Kanzlers, aber was er auf dessen Gesicht las, steigerte seine Verwirrung eher noch. Anstatt durch die Wahl des Prinzen ebenfalls schockiert oder wenigstens überrascht zu sein, sah Skeven durch und durch *zufrieden* aus. Er gab sich zwar alle Mühe, weiterhin vollkommen ausdruckslos zu wirken, aber Kraftstein kannte ihn nach all den Jahren gut genug, sich davon nicht täuschen zu lassen.

Während die Unruhe im Saal nicht nachließ, sondern aus den anfangs noch vereinzelt Lauten allmählich ein unwilliges Murren und Rumoren wurde, hielt Kraftstein den jungen Prinzen weiter aufmerksam im Auge. Seltsamerweise wirkte auch Prinz Hendrick nicht angenehm überrascht, sondern bestenfalls irritiert, wenn nicht gar erschrocken. Was ging hier vor? Mehr widerwillig als begeistert erhob sich Prinz Hendrick von seinem Platz, ergriff die Hand seiner Tanzpartnerin - und blieb noch einmal stehen. Die Musik, deren erste zaghaft Töne bereits erklingen waren, brach wieder ab, und selbst das allgemeine Gemurmel verstummte für einen Moment. Prinz

Hendrick blickte für einen Moment konzentriert zu der Menge auf der anderen Seite der Tanzfläche, beugte sich dann zu Skeven herüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Kanzler nickte demütig und entfernte sich, während der Prinz den begonnenen Schritt auf die Tanzfläche hinaus beendete und die Mitglieder des Orchesters das Kunststück fertigbrachten, mit genau dem gleichen Ton wieder einzusetzen, an dem sie ihr Stück unterbrochen hatten.

Wie es die Tradition verlangte, gehörte die Tanzfläche während des ersten Tanzes ganz allein dem Prinzen und Katja. Allerdings vergingen nur wenige Augenblicke, bis Kraftstein begriff, daß es an diesem Abend mindestens *zwei* Menschen hier gab, die über diese Tradition alles andere als glücklich waren: nämlich den Prinzen und seine Partnerin.

Niemand im Saal hatte erwartet, daß Katja wie eine Feder über die Tanzfläche glitt oder allzu große Anmut an den Tag legte. Allerdings hatte wahrscheinlich auch niemand damit gerechnet, daß sie mehr stolperte als tanzte, nur mit allergrößter Mühe den Takt hielt und Prinz Hendrick bei jedem dritten Schritt auf die Füße trat.

Prinz Hendrick ließ alles mit stoischer Gelassenheit über sich ergehen, und er brachte irgendwie sogar das Kunststück fertig, bei allem noch immer wie ein *Prinz* auszusehen, nicht wie ein Dresseur, der mit einem störrischen Tanzbären kämpfte, aber er wirkte daher nicht allzu glücklich. Auch die Gäste überwandern ihre Verblüffung nach und nach. Die meisten schwiegen betreten oder wandten sich plötzlich sehr interessiert ihren unterbrochenen Gesprächen oder dem Essen wieder zu, aber hier und da hörte man auch verhaltenes Gelächter.

Kraftstein konnte diese Respektlosigkeit nicht einmal übel nehmen. Auch er hatte alle Mühe, nicht vor Lachen herauszuplatzen oder wenigstens hämisch zu grinsen, und er wußte nicht einmal, wie lange er das noch durchgehalten hätte, wäre nicht ausgerechnet Skeven aufgetaucht, um ihn zu retten.

»Oberst?«

Kraftstein drehte sich betont langsam zu ihm herum. »Mylord?«

Der Kanzler deutete auf Graf Desny. »Ihr seht den Grafen dort? Wer ist das Mädchen neben ihm?«

»Nadja? Sie ist -«

»Ich weiß, wer *dieses* Mädchen ist«, unterbrach ihn Skeven unwillig. »Ich meine die andere. Das junge Ding in dem roten Mantel, das zur Rechten des Grafen sitzt. Kennt Ihr sie?«

Kraftstein sah genauer hin und überlegte einen Moment, dann fiel es ihm ein. »Ihr meint Ella?«

»Ist das ihr Name?« Aus irgendeinem Grund wirkte der Kanzler beunruhigt, fand Kraftstein. Er nickte.

»Sie ist die Tochter des Köhlers, der unten am Fluß im Eichenwald lebt«, antwortete er. »Der Graf hat sie vor einer Weile in seine Dienste genommen. Aber man sagt, er hätte sie auch ins Herz geschlossen.« Das mußte wohl auch stimmten, denn immerhin saß das Köhlermädchen an seiner Seite und hielt in einer vertrauten Geste seine rechte Hand.

»Sagt man das?« murmelte Skeven. »Nun, ich möchte, daß sie verschwindet.«

»Warum?«

Skevens Blick machte deutlich, daß er es eigentlich nicht gewohnt war, seine Befehle zu begründen. Aber er antwortete trotzdem. »Der Prinz hat sich nach ihr erkundigt. Unsere zukünftige Königin dürfte nicht begeistert sein, wenn ihr zu Ohren kommt, daß sich ihr Gemahl noch vor der Hochzeit für ein *Köhlermädchen* interessiert. Also schafft sie weg.«

Die Offenheit dieser Worte überraschte Kraftstein so sehr, daß er erst nach einer geraumen Weile antwortete. »Aber wie? Ich meine, mit welcher Begründung. Heute steht der Palast jedem offen, ohne Ansehen von Person oder Stand.«

Der Kanzler preßte wütend die Lippen zusammen, doch bevor er etwas sagen konnte, fuhr Kraftstein fort: »Darüber hinaus haben sie und einige Kinder noch eine Aufführung vorbereitet.«

»Eine Aufführung? Welche?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Kraftstein. »Es hat etwas mit dem Teil des Marktplatzes zu tun, den sie abgesperrt und unter Wasser gesetzt haben, so daß er gefroren...«

Er sprach nicht weiter. Irgend etwas war an seinen eigenen Worten, das ihn verwirrte. Er hatte plötzlich das Gefühl, sich zu erinnern - absurderweise ohne sagen zu können, woran. Es hatte etwas mit dem Eis zu tun, und einem Mädchen...

»Ja?« fragte Skeven.

»Nichts«, antwortete Kraftstein verwirrt. Der Gedanke war fort; so schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war. »Verzeiht. Aber es ist wirklich so, daß jeder hier schon Bescheid weiß. Man würde Fragen stellen, wenn ich sie ohne Grund aus der Stadt weisen würde. Und nach allem, was ich gehört habe, soll es sich um ein ganz außergewöhnliches Schauspiel handeln.«

»Nun gut«, murkte Skeven. »Aber dann sorgt dafür, daß sie anschließend verschwindet, habt Ihr verstanden? Und zwar schnell und unauffällig. Es ist mir gleich, wie.«

»Ganz wie Ihr befiehlt, Mylord«, antwortete Kraftstein kühl.

Skeven ging, und Kraftstein wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Tanzfläche zu, auf der das Trauerspiel unaufhaltsam seinem Höhepunkt entgegenstrebte. Katja mühte sich nach Kräften ab, aber ihre Bemühungen wirkten allerhöchstens noch mitleiderregend, nicht einmal mehr tapfer, und auch der Prinz schien an den Grenzen seiner Selbstbeherrschung angelangt zu sein. Seine Lippen zuckten immer öfter, und auch seine Schritte hatten eine Menge von ihrer anfänglichen Leichtigkeit und Eleganz verloren; vermutlich hatte Katja ihm ein paarmal zu oft auf die Füße getreten. Immerhin bewies sie *dabei* eine erstaunlich Treffsicherheit.

Jemand trat hinter Kraftstein und räusperte sich gekünstelt. Kraftstein drehte sich herum und erblickte einen der Männer, die er draußen am Stadttor postiert hatte, um nach allem Ungewöhnlichem Ausschau zu halten. Er vergaß den Prinzen und seine tolpatschige Tanzpartnerin. »Ja?«

»Es tut mir leid, Euch zu stören, Sir«, sagte der Mann unglücklich. »Aber Ihr sagtet, ich sollte sofort zu Euch kommen, wenn - «

»Ja, schon gut«, unterbrach ihn Kraftstein ungeduldig. »Was gibt es?«

»Ein Mann ist draußen am Tor, Sir«, antwortete der Soldat. »Einer der Bauern aus dem Wald. Er sagt, sein Hof wäre überfallen worden. Von Reitern in Schwarz.«

»In meinem ganzen Leben bin ich noch nicht so gedemütigt worden!« sagte Katja. Das hieß - eigentlich *sagte* sie es nicht, sondern schluchzte es immer und immer wieder, während sie vor dem Spiegel stand und mit einem Zipfel ihres Kleides den Rest Schminke von ihrem Gesicht zu wischen versuchte, den die Tränen noch nicht heruntergewaschen hatten. »Noch nie! Nie! Nie!«

»Aber meine Liebe!« antwortete Nadja. »Ich verstehe nicht, wovon du sprichst! Du warst einfach wunderbar.« Sie war ihrer Schwester gefolgt, nachdem sie unter allgemeinem Hohngelächter von der Tanzfläche geflohen war, stellte sich aber ganz bewußt so hinter sie, daß ihr eigenes Gesicht im Spiegel nicht zu sehen war. Sie war nicht ganz sicher, ob sie in diesem Moment wirklich noch überzeugend lügen konnte. Sie hatte insgeheim Schlimmes erwartet, aber ihre Schwester hatte ihre allerschlimmsten Erwartungen übertroffen.

»Wunderbar?« Katja kreischte fast. Die Tränen liefen immer schneller über ihr Gesicht. »Das... das war ich ganz bestimmt nicht. Ich bin ihm andauernd auf die Füße getreten, und ich mußte die ganze Zeit über meine Perücke festhalten, weil sie nicht richtig gegessen hat. Das ist überhaupt deine Schuld! Es war deine Idee, daß ich dieses Ding tragen sollte!«

Nadja widersprach nicht; ihre Schwester hatte recht. Allerdings war die *Perücke* nun wirklich ihr allerkleinstes Problem gewesen...

»Wer weiß, was der Prinz jetzt von mir denkt!« fuhr Katja fort. »Ich... ich habe mich bis auf die Knochen blamiert!«

»Er hat nicht einmal hingesehen«, behauptet Najda - was nicht einmal eine Lüge war. Prinz Hendrick hatte sich während des gesamten Tanzes krampfhaft bemüht, überallhin zu sehen, nur nicht in Katjas Gesicht.

»Er hat nicht einmal hingesehen?« vergewisserte sich Katja.

»Nicht ein einziges Mal«, bestätigte Nadja. »Ich meine: Er hat nicht auf deine Perücke geachtet. Er war damit beschäftigt, etwas ganz

anderes zu bewundern.« Nämlich Ella, die die Unverschämtheit besessen hatte, sich an diesem Abend an die Seite ihres Vaters zu setzen, fügte Nadja in Gedanken hinzu. Es wurde wirklich Zeit, daß sie etwas gegen dieses impertinente Bauernmädchen unternahm.

»So?« fragte Katja zögernd. Sie weinte jetzt nicht mehr, sondern zog wenig damenhaft ununterbrochen die Nase hoch.

»Nach dem Rest von dir. Deiner wunderbaren Figur, Schwesterherz. Er war vollkommen fasziniert davon.«

»Wirklich?« fragte Katja. »Ich meine, du... du sagst das nicht nur, um mich zu trösten?«

»Aber Schwesterherz?« antwortete Nadja mit einem zuckersüßen Lächeln. »Würde ich dich jemals belügen?«

»Braucht Ihr mich jetzt noch, Herr?« fragte Ella. Ihrer Stimme war nicht die mindeste Spur von Ungeduld anzuhören, obwohl der Graf ganz genau wußte, wie sehr ihr die Zeit auf den Nägeln brennen mußte. Dabei hatte er ihr schon zweimal gesagt, daß sie ruhig gehen konnte; aber Ella hatte wohl auch gespürt, wie sehr er ihre Augen jetzt brauchte, damit sie für ihn all die Dinge sah, die er nicht mehr sehen konnte. Ella hatte sich sehr zurückgehalten, während der Prinz mit Katja tanzte - was sie ihm von dem Geschehen berichtete, war eine *sehr* schmeichelhafte Version dessen gewesen, was sich auf der Tanzfläche wirklich abspielte. Doch was sie ihm nicht hatte sagen wollen, hatte das allgemeine Gelächter dem alten Mann dafür um so deutlicher erzählt. Seltsamerweise schien er allerdings nicht traurig oder gar empört, sondern wirkte auf eine schwer zu beschreibende Weise beinahe amüsiert. Wäre es nicht um seine eigene Tochter gegangen, Ella hätte geschworen, daß in seinen Augen die pure Schadenfreude geschimmert hatte.

»Nein, nein, mein Kind«, antwortete er. »Laufe ruhig zu deinen Freunden und amüsiere dich. Und viel Glück auch.«

Ella stand auf, aber sie zögerte noch einen Moment, die Hand des Grafen loszulassen. Dann jedoch gewährte sie Nadja, die in diesem Moment am oberen Ende der Treppe erschien, sich einen Moment lang suchend umsah und dann mit schnellen Schritten die Stufen

herunterkam. Ihr Gesicht verdüsterte sich, als sie Ella an der Seite ihres Vaters gewahrte.

»Wünsche deinen Freunden viel Glück von mir«, sagte der Graf. »Und gebt euch tüchtig Mühe. Nach dieser Katastrophe hat der arme Prinz eine kleine Aufmunterung verdient.«

»Das werde ich«, versprach Ella. Dann wandte sie sich rasch um und verschwand mit schnellen Schritten in der Menschenmenge, kurz bevor Nadja heran war.

Die Tochter des Grafen kam nicht allein. Der Reichskanzler hatte sich ihr auf dem Wege angeschlossen, und obwohl der Graf ihn nicht sehen konnte, verschwand sowohl sein Lächeln als auch der flüchtige Ausdruck von Unbekümmertheit, der sich in Ellas Gesellschaft immer auf seine Züge stahl, als Skeven neben ihm erschien. Fast, als spüre er seine Nähe. Nadja, der nichts von alledem entgangen war, fragte scharf:

»Wo ist dieses faule Ding von Dienstmädchen schon wieder. Was fällt ihr ein, dich ganz allein und hilflos hier zurückzulassen?«

»Ihr fällt ein, meinen Wünschen zu entsprechen und zu ihren Freunden hinauszugehen«, antwortete der Graf ruhig. »Ich habe ihr freigegeben.«

»Zum zweiten Mal an einem Tag?« fragte Nadja. »Du überschlägst dich ja heute wirklich vor lauter Großmut.«

»Am Tage des Frühlingsfestes ist es seit alters her Sitte, dem Personal frei zu geben«, erinnerte der Graf.

»So? Wenn das stimmt, dann - «

»Aber bitte!« Skeven hob besänftigend die Hand. »Wer wird denn an einem so wunderschönen Abend streiten? Noch dazu innerhalb der Familie.«

»Du hast... einen Gast mitgebracht?« fragte der Graf; mit einer Betonung, die ganz deutlich machte, daß er in Wirklichkeit kein bißchen überrascht war, die Stimme des Reichskanzlers zu hören.

»Ich bat Eure entzückende Tochter darum«, sagte Skeven. »Wir begegnen uns ja in letzter Zeit am Hofe so selten.«

»Ein weiser Mann geht eben nicht dorthin, wo er nicht willkommen ist«, antwortete der Graf kühl. Er stand auf und streckte tastend die

Hand aus. Skeven wollte ganz instinktiv danach greifen, aber Nadja schüttelte rasch den Kopf und ergriff die Hand ihres Vaters.

Skeven lachte unecht. Sein Gesicht sah allerdings dabei so aus, als hätte er unversehens in eine besonders saure Zitrone gebissen. »Ihr habt wirklich seltsame Einfälle. *Nicht willkommen!* Welch ein Unsinn! Ich hoffe doch stark, daß wir uns in Zukunft öfter begegnen.«

»Kaum«, erwiderte der Graf ruhig. »Wißt Ihr, verehrter Kanzler - es kommt selten genug vor, aber manchmal bin ich beinahe froh, nichts mehr zu sehen.«

Aus der Zitrone in Skevens Mund schien unversehens ein mit Nägeln gespickter Ball geworden zu sein, doch bevor er etwas erwidern konnte, sagte Nadja rasch: »Katja wird gleich zurück sein. Sie... macht sich nur noch ein wenig frisch. Stell dir nur vor, Vater - der Prinz möchte, daß wir an seiner Seite sitzen, wenn die Proklamation verkündet wird.«

»Proklamation? Welche Proklamation?«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Skeven hastig. »Staatsgeschäfte... nichts von Belang, möchte ich sagen. Und nichts, was Euch und uns die Freude an diesem Abend verderben sollte. Doch Eure Tochter hat recht, mein lieber Graf: Der Prinz wünscht tatsächlich, Euch und Eure entzückenden Töchter für den Rest des Abends an seiner Seite zu sehen. Es ist schade, daß Ihr es nicht mit eigenen Augen sehen konntet, aber Eure Tochter hat wirklich großen Eindruck auf ihn gemacht.«

»Ja«, sagte der Graf trocken. »Das hat man gehört. Aber gut - ich wollte Nadja ohnehin gerade bitten, mich zum Prinzen zu führen. Ella und ihre Freunde haben eine Überraschung für den Prinzen vorbereitet, und sie hat mich gebeten, ihn nach draußen zu bringen.«

»Ella?« fragte Nadja.

»Dieses... Bauernmädchen, das in Euren Diensten steht?« fügte der Kanzler hinzu.

»Köhler«, verbesserte ihn der Graf. »Doch ich nehme nicht an, daß Euch dieser Unterschied geläufig ist. Nadja - würdest du mich jetzt bitte zum Prinzen führen?«

Nadja und der Kanzler tauschten einen Blick, in dem sich Überraschung, Verwirrung und zumindest in Nadjas Fall ein brodelnder Zorn mischten, aber Skeven hielt sie mit einem raschen, lautlosen Kopfschütteln davon ab, eine entsprechende Bemerkung zu machen. Er wußte, wie Nadjas Gefühle dem Mädchen gegenüber aussahen, aber ihre Rache mußte warten. Wenigstens noch einige wenige Tage.

Nadja und Skeven geleiteten den alten Grafen durch die Menschenmenge zum Platz des Prinzen. Tatsächlich war Katja mittlerweile wieder aufgetaucht und hatte bereits auf einem der reservierten Stühle Platz genommen. Man sah ihr nicht einmal mehr an, daß sie geweint hatte; was allerdings auch daran liegen mochte, daß sie die schlechtsitzende Perücke mittlerweile vollends abgestreift hatte und darunter eine noch schlechter sitzende Frisur zum Vorschein gekommen war, die alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Höchstwahrscheinlich hätte der Prinz sie aber auch sonst nicht zur Kenntnis genommen, denn er war voll und ganz damit beschäftigt, seinen rechten Fuß zu massieren, der aus irgendeinem Grund zu schmerzen schien.

»Majestät.« Skeven verbeugte sich tief und wartete, bis Hendrick umständlich den Schuh wieder angezogen hatte und zu ihm aufsaß. Dann deutete er auf den Grafen und Nadja. »Graf Desny und seine Tochter bitten um die Ehre, an Eurer Seite sitzen zu dürfen.«

Hendrick sah mit einem Ruck hoch, als Skeven die *Tochter* des Grafen erwähnte, und für einen ganz kurzen Moment flammte Erschrecken in seinen Augen auf. Dann erkannte er, von *welcher* Tochter der Kanzler sprach, und anstelle des Erschreckens machte sich deutliche Erleichterung auf seinen Zügen breit.

»Mein lieber Graf!« sagte er im Ton ehrlicher Freude. »Wie schön, daß Ihr wieder einmal zu Besuch kommt. Ich habe Euch lange nicht mehr gesehen. Nehmt doch Platz.«

Der Graf verbeugte sich, machte aber keine Anstalten, Nadja zu folgen, als sie ihn auf den freien Platz an Hendricks Seite dirigieren wollte. »Das ist überaus freundlich von Euch, Majestät«, sagte er, »aber eigentlich bin ich gekommen, um *Euch* abzuholen.«

»Mich? Aber wohin denn?«

»Die Köhler aus dem Eichenwald haben eine kleine Vorstellung vorbereitet, mit der sie Euch erfreuen möchten«, antwortete der Graf.  
»Sie baten mich, Euch zu ihnen zu bringen.«

»Eine Vorstellung? Hier?« Hendrick lächelte. »Warum nicht.«

»Majestät«, sagte Skeven. »Wenn ich Euch erinnern dürfte... Die Proklamation...«

»Proklamation? O ja, ich erinnere mich. Der Vertrag, den - «

»Unseren Gast betreffend, ja«, sagte Skeven hastig. »Ihr erinnert Euch. Ihr hattet zugesagt, sie heute abend zu vollziehen. Zu Ehren unseres Gastes und gewissermaßen als Höhepunkt des Festes.«

»So? Hatte ich das?« Hendrick schien Mühe zu haben, sich daran zu erinnern, daß er das wirklich gesagt hatte. Aber dann zuckte er mit den Schultern und stand auf. »Ihr werdet wohl recht haben, Kanzler«, sagte er. Skevens Gesicht hellte sich auf, und Prinz Hendrick fügte nach kurzem Zögern hinzu:

»Andererseits, was spricht dagegen, es draußen zu tun?«

»Draußen?« Skeven sah regelrecht entsetzt aus. »Ihr meint... auf dem Marktplatz? Außerhalb des Schlosses?«

»Warum nicht?« antwortete der Prinz. »Ja, ich halte das für eine gute Idee. Immerhin betrifft es nicht nur mich, sondern auch die guten Leute dort, die sich ja eigens meiner wegen die Mühe gemacht haben, ein Stück einzustudieren. Also, bereitet alles vor. Schafft ein paar Stühle hinaus, oder was sonst ihr für nötig haltet.«

»Aber Majestät - «, begann Skeven unglücklich.

»Es ist alles vorbereitet«, sagte der Graf. »Eine Tribüne wurde errichtet.«

»Also«, sagte Prinz Hendrick. »Dann laßt uns gehen. Bei der Gelegenheit, mein lieber Graf: Was war das für ein entzückendes Geschöpf an Eurer Seite?«

»Majestät?«

»Das Mädchen im roten...« Prinz Hendrick brach ab, sah einen Moment lang regelrecht betroffen aus und fuhr dann leiser fort: »Verzeiht. Ich vergaß, daß Ihr ja nichts sehen könnt.«

»Ihr meint sicher Ella«, antwortete der Graf. Er wirkte kein bißchen verletzt, sondern eher erfreut. »Ich muß sie nicht sehen, um zu wis-

sen, wie wunderschön sie ist. Jeder, der sie sieht, sagt es mir. Sie ist die Pflgetochter des Köhlers und steht seit einer Weile in meinen Diensten.«

»Des Köhlers? Dann ist sie ebenfalls dort draußen?«

»Selbstverständlich. Sie hat das Stück einstudiert.«

»Nun, worauf warten wir dann noch?« fragte der Prinz. »Laßt uns gehen.«

Nadja sah aus, als könnte sie jeden Moment vor Zorn explodieren, aber Skeven brachte sie mit einem warnenden Blick zum Schweigen. Er lächelte sogar.

»Was amüsiert Euch eigentlich so?« fragte Nadja, nachdem der Prinz die Hand ihres Vaters ergriffen hatte und sie sich nicht mehr in seiner Hörweite befanden. »Ist Euch etwa nicht aufgefallen, was für Stielaugen er nach diesem Bauerntempel gemacht hat?«

»Das war kaum zu übersehen«, antwortete Skeven. Er klang nicht sehr besorgt.

»Ach, und Ihr meint, das wäre hilfreich dabei, ihn mit Katja zu verk... zu verheiraten?«

»Keineswegs«, erwiderte Skeven. »Allerdings auch nicht sehr störend, meine Liebe.«

»Und wieso?«

»Du hast es doch gehört«, sagte Skeven belustigt. »Sie ist die Pflgetochter des Köhlers. Eine Bürgerliche.«

»Und?« fragte Nadja.

»Du kennst doch die Gesetze«, sagte Skeven in einem Tonfall sanfter Mißbilligung. »Der Prinz *darf* keine Bürgerliche heiraten. Tut er es, verliert er das Anrecht auf den Thron.«

»Ach - und was soll ihn bitteschön daran hindern, das Gesetz einfach zu ändern?« fragte Nadja.

»Nicht was«, belehrte sie Skeven. »*Wer*. Der Prinz hat nicht die Macht, die Gesetze zu ändern. Dieses Recht ist in unserem Lande nur einem vorbehalten.« Er lachte ganz leise. »Dem Kanzler. Und der wird es ganz gewiß nicht tun.«

»Also, wo ist dieser Bauer?« Kraftstein sah sich suchend um. Der Soldat hatte ihn auf Umwegen zum Stadttor geführt, da sich auf dem Marktplatz eine dichte Menschenmenge drängte und sie auf dem kürzesten Wege vermutlich eine halbe Stunde gebraucht hätten, um die Stadtmauer zu erreichen. Auch hier waren noch überall Menschen, und das Lachen und die Musik aus dem Schloß drangen selbst über die große Entfernung weg noch deutlich an sein Ohr. Kraftsteins geschultes Auge entdeckte auch das halbe Dutzend Gestalten, das nicht an der Feier teilnahm: Das waren seine Wachen, denen er eingeschärft hatte, an diesem Abend besonders aufmerksam zu sein, aber nicht aufzufallen. Sie fielen tatsächlich kaum auf. Er hatte die richtigen Männer für diesen Auftrag ausgewählt.

»Dort, Sir.« Der Soldat deutete auf das offenstehende Stadttor. »Ich hielt es für besser, ihn nicht in die Stadt zu bringen. Was er zu berichten hatte, könnte für Unruhe unter der Bevölkerung sorgen.«

Kraftstein nickte anerkennend. Eine weise Entscheidung. Es war ein gutes Gefühl, Männer zu haben, auf die er sich verlassen konnte; auch wenn es so verzweifelt wenige waren.

Sie fanden den Mann einige Schritte außerhalb der Stadt. Er hockte, bewacht von vier von Kraftsteins Kriegern, zitternd am Wegesrand und nippte ab und zu an einem Becher mit Glühwein, den ihm einer der Männer gegeben hatte. Seine Kleider hingen in Fetzen, und Kraftstein sah auch, daß auf seiner Schläfe ein wenig getrocknetes Blut klebte. Als er Kraftstein wahrte, wollte er aufspringen und sich zugleich verbeugen, aber Kraftstein hielt ihn mit einer raschen Handbewegung zurück.

»Bleib sitzen«, sagte er. »Und keine Angst. Du bist in Sicherheit.«

Der Mann zitterte am ganzen Leib. Kraftstein war ziemlich sicher, daß das *nicht* nur an der beißenden Kälte lag, die sich wie ein gläserner Hauch über dem Land ausgebreitet hatte und hier, außerhalb der schützenden Stadtmauern, besonders schmerzhaft zu spüren war.

Auch er fror, denn er trug nur die dünne Galauniform, die er zum Fest angelegt hatte.

»Ihr müßt uns helfen, Herr«, begann der Mann. »Meine Familie und ich... sie sind ganz plötzlich gekommen und haben den Hof überfallen, und...«

»Wer?« unterbrach ihn Kraftstein scharf. In etwas sanfterem Ton fügte er hinzu: »Jetzt beruhige dich erst einmal. Und dann erzähle alles der Reihe nach. Du lebst im Eichenwald?« Er erinnerte sich jetzt, den Mann schon einmal gesehen zu haben, konnte ihn aber nicht einordnen.

»Ja. Unten am Fluß, Herr, in der Nähe der großen Biegung.«

»Wo auch die Köhler wohnen?«

»Nur eine halbe Stunde Fußmarsch entfernt«, bestätigte der Mann. »Ich habe einen kleinen Hof dort. Er ist nicht groß, aber bisher hat er ausgereicht, um mich und meine Familie zu ernähren. Der letzte Winter war schlimm, aber wir hatten Glück und mußten nicht hungern.«

Kraftstein mußte sich beherrschen, um den Mann nicht zu unterbrechen. Aber er sah auch, daß es wenig Sinn gehabt hätte. Der arme Kerl war vollkommen verstört. Wahrscheinlich erfuhr er mehr von ihm, wenn er ihn einfach reden ließ.

»Wir wollten zum Fest«, fuhr der Bauer fort. »Meine Frau, meine beiden Kinder und ich. Wir wollten gerade aufbrechen, aber dann fing unsere Kuh an zu kalben, und wir mußten noch warten, bis das Junge geboren war. Doch als wir den Hof schließlich verlassen wollten, waren plötzlich diese Reiter da.«

»Reiter? Was für Reiter?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Bauer. »Ich habe Männer wie sie nie zuvor gesehen. Sie... sie waren riesig und sahen wild aus, und sie waren ganz in Schwarz gekleidet.«

»Reiter in Schwarz?« vergewisserte sich Kraftstein. »Seid Ihr sicher? Trugen sie ein sonderbares rotes Wappen auf den Schilden?«

Der Bauer starrte ihn aus aufgerissenen Augen an. »Das stimmt. Ihr... Ihr wißt, wer diese Reiter sind?«

»Nein«, antwortete Kraftstein düster. »Aber ich habe sie schon einmal gesehen. Erzähl weiter: Was habe sie getan?«

»Am... am Anfang nichts«, antwortete der Mann zögernd. Die Tatsache, daß Kraftstein die schwarzen Reiter kannte, schien ihn erschreckt zu haben. »Sie standen einfach nur da und verwehrten uns den Weg, und als ich sie bat, uns durchzulassen, haben sie nur gelacht. Dann stiegen sie von ihren Pferden und verlangten von mir, ihnen zu essen und zu trinken zu geben.«

»Hast du es getan?« fragte Kraftstein.

»Aber wie konnte ich das? Sie waren so viele; bestimmt vierzig oder fünfzig. Die wenigen Vorräte, die wir noch besitzen, reichen gerade für uns, und wenn der Winter nicht bald aufhört, und - «

»Ja ja, schon gut«, unterbrach ihn Kraftstein. »Weiter. Was geschah dann?«

»Sie wurden zornig und schrien mich an, daß wir in diesem Land wohl noch nie etwas von Gastfreundschaft gehört hätten«, berichtete der Bauer. »Dann drangen sie ins Haus ein und brachen unsere Vorratskammer auf. Ich habe versucht, sie daran zu hindern, da haben sie mich niedergeschlagen und getreten. Einer hat gesagt, das alles gehörte uns sowieso bald nicht mehr, und sie nähmen sich nur, was ihnen ohnehin zustünde.«

»Wie hat er das gemeint?« fragte Kraftstein.

»Das weiß ich nicht«, antwortete der Mann. »Ich... ich hatte Angst. Sie waren so viele, und sie waren bewaffnet. Wäre ich allein gewesen, dann hätte ich gegen sie gekämpft - «

»- und dich umbringen lassen«, sagte Kraftstein. »Danke Gott, daß du noch lebst, statt dich selbst der Feigheit zu bezichtigen. Haben sie deiner Familie etwas getan?«

»Nein«, antwortete der Mann. »Meine Frau und die Kinder sind geflohen, als sie anfangen, mich zu schlagen, und die Männer haben sie ziehen lassen. Sie haben auch mir nichts getan, aber sie haben mich weiter verhöhnt und herumgestoßen, und schließlich haben sie mich von meinem eigenen Hof gejagt. Aber erst, nachdem sie meine Kuh und das neugeborene Kalb geschlachtet haben.«

Der Mann brach ab. Er schluckte immer krampfhafter, und Kraftstein sah ihm an, daß er nur noch mit letzter Kraft gegen die Tränen ankämpfte. »Wir haben jetzt nichts mehr, Herr«, fuhr er mit zitternder Stimme fort. »Ich weiß nicht mehr, wie ich meine Familie ernähren soll, und wenn die Steuern fällig sind, werde ich wahrscheinlich auch noch den Hof verlieren.«

»Mach dir darüber keine Sorgen«, sagte Kraftstein. »Jetzt erzähl mir ganz genau, wohin sich die Reiter gewandt haben.«

»Das weiß ich nicht«, gestand der Mann. »Nachdem sie mich endlich gehen ließen, bin ich fortgelaufen, so schnell ich konnte. Aber ich glaube, daß sie noch da sind. Sie haben ein Feuer im Kamin angezündet, und viele haben sich zum Schlafen niedergelegt.«

»Du meinst, sie sind noch auf deinem Hof?« vergewisserte sich Kraftstein.

»Ich glaube es«, antwortete der Bauer. Er sah Kraftstein voller Hoffnung an. »Ihr werdet sie doch bestrafen, oder? Ihr könnt dieses Unrecht nicht dulden. Sie müssen mir meinen Schaden bezahlen, und - «

»Das werden wir sehen«, unterbrach ihn Kraftstein. Er wandte sich an den Soldaten neben sich und deutete erst auf den Bauern, dann zur Stadt zurück. »Geleite diesen Mann in die Stadt und Sorge dafür, daß er etwas zu essen bekommt, und warme Kleidung. Dann kehrt du zurück und bringst mein Pferd mit. Und einen warmen Mantel.«

»Soll ich die Garde alarmieren?« fragte der Soldat.

Die Garde? Kraftstein verbiß sich im letzten Moment eine entsprechende Bemerkung, aber die Worte des Soldaten kamen ihm vor wie bitterer Hohn. Selbst wenn er alle Krieger abkommandierte, die auf der Stadtmauer und im Palast Dienst taten, würde er nicht einmal die Hälfte der Anzahl an Männern zusammenbekommen, von denen der Bauer berichtet hatte. Neben seinem Posten als Kommandant der Palastwache war Kraftstein auch der Oberkommandierende der Armee. Aber es war eine Armee, die nur auf dem Papier existierte und seit ihrer Gründung vor mehr als fünf Generationen noch nie eingesetzt worden war. Das Reich war zu klein, um mächtige Feinde zu haben, und zu friedlich, um sich welche zu schaffen. Sie hatten nie-

mals wirklich Soldaten gebraucht. Selbst wenn er alle Reservisten mobilisierte und unter Waffen stellte - was mindestens eine Woche beanspruchen würde -, käme er auf nicht einmal hundert Mann, die noch dazu nicht die Spur einer Chance gegen diese gut ausgerüsteten, bis an die Zähne bewaffneten Krieger hatten.

»Nein«, antwortete er nach einigen Momenten. »Wir wollen nicht voreilig handeln und vielleicht einen Krieg vom Zaun brechen. Ich bin sicher, daß wir die Angelegenheit friedlich beilegen können. Geh jetzt und hol mein Pferd und meinen Mantel.«

Alles in allem brauchten sie fast eine halbe Stunde, um den Palast zu verlassen und den Marktplatz zu erreichen, denn der Marktplatz war hoffnungslos vollgestopft mit Menschen und Buden, an denen Gebratenes und Wein feilgeboten wurde. Die Menge, die sich dem Prinzen und seinem Gefolge anschloß, verschlimmerte das Durcheinander nur noch weiter. Schließlich mußten der Kanzler und einige Mitglieder der Palastwache, die er kurzerhand von ihren Posten abberufen hatte, mit sanfter Gewalt einen Weg für den Prinzen bahnen, damit er den abgesperrten Teil des Marktplatzes erreichte.

Dort, dicht vor der Stadtmauer, war tatsächlich eine einfache Tribüne errichtet worden, auf der der Prinz und sein Gefolge Platz nehmen konnten. Aber der Prinz zögerte, auf einem der einfachen, aber sehr bequem aussehenden Stühle Platz zu nehmen, die die Köhler und ihre Helfer aufgestellt hatten, denn kaum hatte er die Tribüne erreicht, da sah er auch, was dahinter lag. Und aus irgendeinem Grunde schien dieser Anblick ihn vollkommen aus der Fassung zu bringen.

Es war auch ein sehr ungewöhnliches Bild. Nadja hatte den abgesperrten Teil des Marktplatzes während der letzten Tage mehrmals gesehen und sich - wenn auch nur sehr flüchtig - den Kopf darüber zerbrochen, was diese sonderbaren Vorbereitungen zu bedeuten hatten. Ein gut zwanzig auf dreißig Schritte messendes Areal unmittelbar vor der Stadtmauer war abgesperrt und so sorgsam mit Brettern eingerahmt worden, daß man ihn unter Wasser hatte setzen können, ohne daß es durch die Fugen entwich. Natürlich war das Wasser bei

der bitteren Kälte binnen weniger Stunden zu Eis erstarrt, das nun ein großes, schimmerndes Rechteck bildete, auf dessen Oberfläche sich die Sterne und die zahllosen Lichter der Stadt spiegelten. Nadja fragte sich vergeblich, welche Art von Kunststück dieses Köhlerpack wohl vorführen wollte. Der künstlich angelegte See mußte so glatt wie Schmierseife sein.

»Hoheit«, sagte der Kanzler halblaut. Das Wort riß auch Nadja aus ihren Gedanken. Sie blickte auf und sah, daß Prinz Hendrick wie versteinert auf die blitzende Eisfläche starrte. Ein sehr sonderbarer Ausdruck hatte sich auf seinen Zügen ausgebreitet. Ein Ausdruck, der Nadja ganz und gar nicht gefiel.

»Hoheit«, sagte Skeven noch einmal. Endlich erwachte aus der Prinz aus seiner Erstarrung und sah den Kanzler an.

»Ja?«

»Beunruhigt Euch etwas?« fragte Skeven. »Wenn dem so sein sollte, dann - «

»Nein, nein«, unterbrach ihn Prinz Hendrick beinahe hastig. »Der Anblick hat mich nur... an etwas erinnert. Es ist... schon in Ordnung.« Der Tonfall, in dem er sprach, verriet allerdings das genaue Gegenteil.

Nadja und der Kanzler tauschten einen beunruhigten Blick. Skeven deutete ein Achselzucken an, als der Prinz weiterging und nunmehr den Grafen vorsichtig am Rand der eisbedeckten Fläche entlangführte, statt sich von ihm führen zu lassen. Die beiden nahmen nebeneinander auf zwei Stühlen Platz, und nach kurzem Zögern setzten sich auch Nadja und ihre Schwester. Der Kanzler wandte sich um und verschwand noch einmal in der Menge, kam aber nach wenigen Augenblicken in Begleitung des Barons zurück. Unter dem linken Arm trug er eine überdimensionale Schreibmappe aus goldgeprägtem Leder, die zweifellos die Verträge enthielt, die Prinz Hendrick unterzeichnen sollte.

Nadja beobachtete diese Vorbereitungen mit gemischten Gefühlen. Sie teilte Skevens Meinung über den Prinzen nicht so ganz. Hendrick war und blieb zwar ein Träumer, aber sie hielt ihn nicht für so naiv, wie der Kanzler es offensichtlich tat.

Dann sah sie etwas, was sie sowohl die Verträge als auch den Reichskanzler und selbst den Prinzen vergessen ließ.

Das vereiste Rechteck war an drei Seiten von einer Anzahl kunstvoll aus Ästen und gefärbtem Stroh hergestellter, künstlicher Bäume und Sträucher eingerahmt, die wohl beim Betrachter den Eindruck erwecken sollten, am Ufer eines Waldsees zu stehen. Dazwischen glommen glühende Kohlen in kleinen Metallbecken, die für eine hinlängliche Beleuchtung sorgten, ohne die Illusion indes zu zerstören. Genau auf der gegenüberliegenden Seite jedoch war ein kleiner Bereich an Helligkeit ausgespart worden, in dem sich etliche Gestalten bewegten. Sie waren nur als Schatten wahrzunehmen, und doch erkannte Nadja eine von ihnen sofort. Ihr Haß auf Ella war mittlerweile so groß, daß sie das Mädchen vermutlich selbst mit verbundenen Augen in einer nach Hunderten zählenden Menschenmenge erkannt hätte.

Dabei hatte das Köhlermädchen sich so sehr verändert, wie es nur ging.

Statt des roten Kleides, das einmal Nadjas Mutter gehört hatte, trug sie nun ein blau und grau gemustertes Kostüm, das ganz aus Federn und gefärbten Blättern zu bestehen schien und bei den meisten anderen wahrscheinlich nur plump gewirkt hätte, bei Ella jedoch den genau gegenteiligen Effekt erzielte. Sie wirkte darin leicht und auf eine kaum zu beschreibende Weise elegant; fast wie ein großer, wunderschöner Vogel. Der Anblick versetzte Nadja einen tiefen, glühenden Stich. Ihr Zorn wurde so groß, daß sie die Fäuste ballen mußte, damit ihre Hände nicht zitterten. Sie beherrschte sich nur noch mit äußerster Mühe. Hätte nicht so viel auf dem Spiel gestanden, sie wäre auf der Stelle aufgesprungen und hätte dieses impertinente Geschöpf davongejagt.

Hastig sah sie zu Hendrick hinüber, und was sie in seinen Augen las, das ließ ihren Zorn noch einmal zu höherer Glut aufflammen. Auch der Prinz mußte Ella entdeckt haben, und er starrte sie auf eine ganz eindeutige Weise an. Alles, was Nadja jetzt noch davon abhielt, etwas Unbedachtes zu tun, war die Erinnerung an Skevens Worte.

Der Prinz konnte für dieses Mädchen empfinden, was immer er wollte - sie blieb für ihn ebenso unerreichbar wie der Mond.

Nachdem sich alle Plätze auf der Tribüne gefüllt hatten, traten Ella und die anderen vollends aus dem Schatten heraus. Sie bewegten sich sehr seltsam, wenn man bedachte, daß sie auf spiegelglattem Eis standen, aber das registrierte Nadja nur am Rande. Sie sah jetzt, daß auch die Kinder kostümiert waren: Sie trugen bunte Gewänder aus Blättern, Farn und gefärbten Stoffetzen, und ihre Gesichter waren mit Kohle und bunter Erde angemalt. So, wie Ella in das Kostüm eines Vogels geschlüpft waren, stellten auch die Kinder Tiere des Waldes dar: einen Bären, einen Fuchs und eine Wildkatze. Einige Zuschauer begannen zu applaudieren, als sie diese phantasievollen Kostüme sahen, brachen jedoch sofort wieder ab, als sich der Prinz von seinem Platz erhob. Nadja registrierte voller Zorn, daß er noch immer Ella anstarrte. Auf seinem Gesicht lag noch immer dieser seltsame, fast entrückte Ausdruck.

Bevor Prinz Hendrick jedoch etwas sagen konnte, stand auch der Kanzler rasch von seinem Platz auf und klatschte in die Hände. Augenblicklich antwortete ein schmetternder Fanfarenstoß darauf, und es wurde vollkommen still.

»Hört, hört!« begann der Reichskanzler mit lauter, weit tragender Stimme. »Im Namen und Vollmacht Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen, habe ich folgende Proklamation zu verkünden!«

Es wurde noch stiller. Selbst die letzten, gemurmelten Gespräche verstummten, während Skeven seine Mappe aufschlug und den Blick auf das Blatt Papier darin senkte. Prinz Hendrick sah ihn leicht verstört - und deutlich *enttäuscht* - an, zuckte aber dann nur wortlos mit den Schultern und setzte sich wieder. Sein Blick blieb wie gebannt auf Ella und die verkleideten Köhlerskinder gerichtet.

»Lang lebe der Prinz!« fuhr der Kanzler fort. Aus der Menge antwortete ein eher zaghafter Chor mit den gleichen Worten, und Skeven warf einen strafenden Blick in die Runde, ehe er weiterlas.

»Hiermit wird verkündet und erlassen, daß der königliche Wald, einschließlich aller Rechte zum Fällen der Bäume, zum Weiden der Tiere, zum Jagen und Fischen sowie alle Rechte und Privilegien, die

per Gesetz oder Gewohnheitsrecht bestehen, unwiderruflich verkauft wird.«

Diesmal wurde es vollkommen still. Fast eine Minute lang herrschte ein atemloses, entsetztes Schweigen auf dem großen Platz, während die Menschen versuchten, das Gehörte zu begreifen. Dann rief jemand laut und deutlich aus der Menge:

»*Buh!*«

Der Kanzler sah auf. Eine steile Falte erschien zwischen seinen Augenbrauen, während er versuchte, den unverschämten Zwischenrufer ausfindig zu machen. Es gelang ihm nicht, aber diese erste Unmutsäußerung wirkte wie ein Signal. Plötzlich erhob sich überall ein unwilliges Murren und Raunen, und dem ersten Buhruf folgten zahllose andere, die immer lauter und lauter wurden. Nadja beobachtete aufmerksam ihren Vater und den Prinzen. Auch auf dem Gesicht des Grafen hatte sich ein Ausdruck breit gemacht, in dem sich Unglauben und Entsetzen mischten. Einzig der Prinz reagierte überhaupt nicht. Er starrte immer noch Ella an und schien gar nicht gehört zu haben, was sein Reichskanzler da in seinem Namen verkündet hatte.

Skeven hob beruhigend die Hand und machte eine entsprechende Geste, aber es verging noch eine geraume Weile, bis sich die Unruhe wieder so weit gelegt hatte, daß er weiterlesen konnte: »Sobald die königliche Schatzkammer den Verkaufserlös quittiert hat, werden die Steuern aufgehoben.«

Auch das letzte Murren verstummte. Alle Blicke richteten sich erwartungsvoll auf Skeven, der die Überraschung, die der zweite Teil seiner Proklamation ausgelöst hatte, sichtlich genoß, ehe er fortfuhr.

»Und zwar auf folgende Güter: als erstes auf feine Seide, feines Leinen, Handschuhe, Spitzen, Wachskerzen, Wein und Brandy.«

Das Schweigen hielt an. Nadja beobachtete die Reaktionen auf den Gesichtern der Menschen ringsum sehr aufmerksam. Sie fielen so aus, wie sie erwartet hatte: Einige wenige - zumeist Angehörige des Hofstaates oder der besser gestellten Klassen - wirkten durchaus erfreut, die meisten aber waren nur verwirrt. Nach einer genau bemessenen Pause fuhr der Reichskanzler fort:

»Das gleiche gilt für wollene Kleider, Holzschuhe, Feuerholz, Talgkerzen, Wurzelgemüse, Cidre und Bier. Lang lebe der Prinz!«

Einige wenige Stimmen fielen in diesen Ruf ein, aber die meisten Zuhörer schwiegen, und im Hintergrund erhob sich bereits wieder ein unwilliges Murren, nicht lauter als vorhin, aber irgendwie... bedrohlicher.

»Lang lebe der Prinz!« sagte der Kanzler erneut, und diesmal in einem Tonfall, der seine Worte eindeutig zu einem Befehl werden ließ. Der Chor, der ihm antwortete, klang zwar lauter, aber auch das zornige Murren der Menge wuchs weiter an. Nicht wenige Männer und Frauen wandten sich enttäuscht um und gingen kopfschüttelnd und mit hängenden Schultern davon, aber Nadja sah auf verschiedenen Gesichtern auch die blanke Wut auflodern. Plötzlich fühlte sie sich nicht mehr besonders wohl in ihrer Haut. Die Stimmung auf dem Marktplatz, die gerade noch so ausgelassen und fröhlich gewesen war, hatte sich binnen weniger Augenblicke vollkommen verändert.

»Lang lebe der Prinz!« sagte Skeven zum dritten Mal, dann beugte er sich zu Prinz Hendrick hinunter und raunte ihm zu: »Ihr solltet aufstehen und dem Volk zuwinken, Hoheit. Sie erwarten es von Euch.«

Prinz Hendrick schien wie aus einem tiefen Schlaf zu erwachen. Einen Herzschlag lang blickte er seinen Kanzler vollkommen verständnislos an, dann stand er langsam auf und winkte der Menge zu. Der allergrößte Teil davon kommentierte dieses Winken mit noch lauterem Buh-Rufen und Murren, und hier und da wurden sogar Fäuste geschüttelt; etwas, das im Grunde unerhört und noch vor wenigen Augenblicken ganz und gar unvorstellbar gewesen wäre.

Prinz Hendrick war nicht der einzige, der sich erhoben hatte. Noch während er aufstand und den Menschen zuwinkte - allerdings noch immer, ohne seinen Blick von Ella zu lösen, so daß er gar nicht mitbekam, *wie* die Reaktion seiner Untertanen wirklich ausfiel -, erhob sich auch der alte Graf, und zwar mit einem Nachdruck und einer Behendigkeit, die Nadja das letzte Mal vor Jahren an ihm beobachtet hatte. Sein Gesicht war zu einer steinernen Maske erstarrt.

»Ich habe genug«, sagte er. »Nadja - bring mich nach Hause.«

Nadja tat so, als hätte sie die Worte nicht gehört, und ihr Vater erniedrigte sich nicht ein zweites Mal, um nach ihr zu rufen. Ungeschickt, aber mit großer Entschlossenheit trat er von der Tribüne herunter und versuchte, sich mit tastend ausgestreckten Händen seinen Weg zu erfüllen, bis einer der Zuschauer sich seiner erbarmte und ihn am Arm ergriff, um ihn nach Hause zu bringen.

Die beiden waren nicht die einzigen, die das Frühlingsfest an diesem Abend lange vor seinem Ende verließen.

»Das... das kann er nicht wirklich meinen«, sagte Suschen. Sie trug das Wildkatzenkostüm, aber aus ihren Augen war das Glitzern kindlicher Vorfreude verschwunden, das sie noch vor einem ganz kurzen Moment erfüllt hatte. Ihre Stimme bebte, und trotz des nur schwachen Lichtes war der Ausdruck ungläubigen Erschreckens in ihren Augen deutlich zu erkennen.

»Das kann er unmöglich wirklich so meinen«, pflichtete ihr Lisl bei, die als Fuchs verkleidet war. Obwohl sie weit jünger war als ihre Schwester, war der Ausdruck von Entsetzen in ihrer Stimme nicht weniger tief. Sie zitterte am ganzen Leib.

»Und ob er das so meint«, sagte Johannes. Er hatte sich in die aus Blättern und Stoff nachgeahmte Haut eines Bären gehüllt, und tatsächlich sah er zumindest für einen ganz kurzen Moment wirklich so aus wie ein zorniger, kampfbereiter Bär. Wie die Trauer und das Erschrecken in den Augen seiner Schwestern lagen in seinem Blick eine Zorn und eine Entschlossenheit, die in seinem Alter vollkommen unangemessen schienen. »Ich habe es euch ja gleich gesagt.«

Er drehte sich halbwegs zu Ella herum, die die Proklamation als einzige mit vollkommen unbewegtem Gesicht verfolgt hatte und selbst jetzt noch nicht die mindeste Reaktion zeigte, und für einen kurzen Moment schien es, als richte sich sein ganzer Zorn nun gegen sie. Dann wandte er sich wieder zu der Tribüne um, und Ella konnte regelrecht sehen, wie sich etwas in ihm änderte. Seine Haltung wurde noch angespannter, und er ballte die Hände in den dicken Handschuhen, die wie Bärenpranken aussahen, zu Fäusten.

»Niemand wird unseren Wald verkaufen«, sagte er. »Er ist alles, was wir haben. Wenn sie uns den Wald nehmen, können sie uns auch gleich umbringen. Lieber sterbe ich, als - «

»Warte«, sagte Ella rasch.

»Warten?« Johannes lachte bitter. »Aber worauf denn? Auf die nächste Proklamation, in der sie verkünden, daß sie auch die Luft, die wir zum Atmen brauchen, noch verkauft haben?«

»Noch *hat* er den Vertrag nicht unterschrieben«, verbesserte ihn Ella. »Vielleicht können wir ja doch noch etwas tun. Kommt.« Sie machte eine auffordernde Geste. »Wir hatten eine Nummer einstudiert, oder?«

Johannes starrte sie eindeutig fassungslos an. »Du willst jetzt tanzen, um *ihm* eine Freude zu machen?«

»Nein«, antwortete Ella. »Aber ich würde mich sehr freuen, wenn *ihr* es tätet, um *mir* eine Freude zu machen.«

»Ganz bestimmt *nicht*«, antwortete Johannes. Seine Stimme klang plötzlich verächtlich. Mit einer wütenden Bewegung drehte er sich herum und begann sich das Bärenkostüm vom Leibe zu reißen. »Ich hätte dich für ein bißchen mutiger gehalten«, sagte er. »Aber was habe ich eigentlich erwartet? Du würdest ihn wahrscheinlich auch dann noch bewundern, wenn er uns allen die Kehle durchschneiden läßt.«

Ella antwortete nicht, aber sie wurde auch nicht zornig. Auf ihrem Gesicht breitete sich nur ein Ausdruck tiefer Trauer aus. Wortlos sah sie zu, wie Johannes das Kostüm herunterriß, an dem er und die anderen Kinder Tage und lange Abende gearbeitet hatten, und schließlich mit einer ruckhaften Bewegung herumfuhr und verschwand.

Traurig wandte sie sich an Suschen und Lisl. »Und ihr?«

Suschen wich ihrem Blick aus, und Lisl sagte leise: »Ich... weiß nicht. Es hat doch sowieso keinen Zweck mehr, oder?«

»Unsinn«, widersprach Ella. »So lange man noch mit einem Menschen reden kann, hat es immer Zweck.«

»Das wirst du nicht können, mein Kind«, sagte jemand hinter ihr. Ella erkannte die Stimme von Großvater Marten, noch bevor sie sich zu ihm herumdrehte und in sein Gesicht sah. Sie erschrak fast, als sie

es tat. Er wirkte plötzlich um Jahre gealtert und so müde und kraftlos, wie sie ihn noch nie erlebt hatte. Bevor sie etwas sagen konnte, hob er die Hand und deutete zu der Tribüne mit dem Prinzen hinüber. »Er wird es verhindern.«

»Der Prinz?«

Großvater Marten schüttelte den Kopf. »Der Kanzler«, antwortete er. »Er beobachtet uns schon die ganze Zeit, und er sieht nicht sehr erfreut aus. Er wird uns kaum Gelegenheit geben, mit dem Prinzen zu reden. Skeven ist nicht dumm. Überall in der Stadt sind Soldaten; viel mehr als an einem normalen Tag.«

Ella sah einen kurzen Moment lang unschlüssig in die Richtung, in die Martens Hand wies. Dann zuckte sie mit den Schultern. »Ich glaube, der Prinz wird mich trotzdem anhören«, sagte sie lächelnd. »Laßt es uns wenigstens versuchen. Suschen, Lisl?«

Die beiden Mädchen zögerten, aber schließlich nickte Lisl, und nach einem weiteren Moment folgte ihre Schwester ihrem Beispiel. Ellas Gesicht hellte sich auf. »Dann brauchen wir nur noch ein bißchen Musik.«

Auch Großvater Marten blickte weiter sehr skeptisch, nickte aber schließlich auch ohne rechte Überzeugung, nur um Ella nicht zu enttäuschen. Langsam und mit hängenden Schultern dreht er sich herum und ging zu den übrigen Mitgliedern der Familie, die ein Stück abseits in den Schatten standen und ihre mitgebrachten Musikinstrumente zum Teil bereits wieder aus der Hand gelegt hatten. Ella konnte sehen, wie er erregt mit ihnen zu debattieren begann; ganz offensichtlich waren auch sie wenig begeistert davon, jetzt noch ein Stück zu Ehren des Prinzen aufzuführen, der ihnen soeben die Lebensgrundlage entzogen hatte.

Trotz der Dunkelheit und des frisch gefallenen Schnees, der das Vorankommen selbst auf einem so vertrauten Weg zu einem lebensgefährlichen Abenteuer werden ließ, waren Kraftstein und seine vier Begleiter geritten wie die Teufel. Ihre Pferde dampften vor Schweiß, als sie den Waldhof erreichten, und von ihren Nüstern tropfte flockiger Schaum. Auch Kraftstein zitterte vor Anstrengung. Sein Gesicht brannte von der Kälte und den zahllosen dünnen Ästen und Zweigen, denen er in der Dunkelheit nicht mehr rechtzeitig hatte ausweichen können. Er konnte sich nicht erinnern, irgendwann in den letzten Jahren jemals so schnell und rücksichtslos geritten zu sein.

Trotzdem bewegte er sich nahezu lautlos weiter, nachdem er abgesehen war, um das letzte Stück zum Waldrand zu Fuß zurückzulegen. Seine Männer begleiteten ihn dichtauf, und auch ihre Schritte erzeugten kaum einen Laut auf dem schneebedeckten Boden. Er hatte die vier gar nicht mitnehmen wollen, sondern war eigentlich fest entschlossen gewesen, allein hierher zu kommen. Aber er hatte sie auch nicht zurückgeschickt, nachdem sie sich ihm einfach angeschlossen hatten, ohne auf einen entsprechenden Befehl zu warten. Mittlerweile war er insgeheim sogar froh, sie bei sich zu haben; auch wenn er im Grunde wußte, daß sie ihm nichts nutzen würden, sollte es zu einer offenen Konfrontation zwischen ihm und Baron Mercants *Leibgarde* kommen.

Er hatte den Waldrand erreicht und ließ sich im Schutze eines verschneiten Busches in die Hocke sinken. Der Hof, der im Grunde nur aus einer ärmlichen Hütte und einem noch winzigeren, an ihrer Rückseite angebauten Stall bestand, lag scheinbar zum Greifen nahe vor ihm. Hinter den Fenstern brannte Licht. Kraftstein erschrak, als er die Anzahl der Pferde sah, die rings um das Gebäude herum angebunden waren. Er hatte gewußt, daß er es mit einer Gruppe von fünfzig Männern zu tun hatte, aber nun stand es ihm allzu deutlich vor Augen. Für einen Moment begann er an seinem eigenen Mut zu

zweifeln. Vielleicht war es doch nicht so klug gewesen, allein hierher zu kommen. Er hätte alle Männer mitbringen sollen, die er hatte, sich eines Faustpfandes versichern sollen, ehe er aufbrach; zum Beispiel, indem er diesen fetten Kaufmann schlichtweg in Ketten legte und den Kerlen hier sein linkes Ohr mitbrachte, zum Beweis, daß er ihren Herren in seiner Gewalt hatte...

Aber nun war es zu spät. Kraftstein richtet sich auf, drehte sich zu seinen Männern um und deutete wahllos auf den ersten. »Du bleibst hier«, sagte er. »Ganz egal, was geschieht. Halt einfach nur die Augen offen und gib acht, daß dich niemand bemerkt. Sollte uns etwas zustoßen oder wir in einer Stunde noch nicht zurück sein, reitest du in die Stadt zurück und erzählst dem Prinzen alles, was du gesehen hast. Niemandem sonst; nicht einmal dem Kanzler. Hast du das verstanden?«

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, verstand der arme Bursche kein Wort, aber er nickte, und Kraftstein wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Mit einer auffordernden Handbewegung zu den drei anderen Soldaten hin wandte er sich um und trat aus dem Wald hervor. Er rechnete damit, sofort einen alarmierten Ruf zu hören oder Lärm aus dem Haus, doch nichts geschah. Die Männer, die den Hof überfallen hatten, schienen sich so sicher zu fühlen, daß sie es nicht einmal für nötig befunden hatten, eine Wache aufzustellen. Unbehelligt erreichten Kraftstein und seine drei Gefährten das Haus und traten ein.

Selbst da vergingen noch Momente, bis überhaupt jemand von ihnen Notiz nahm. Dabei barst die winzige Hütte schier vor Menschen. Der Raum, der vielleicht sieben oder acht Personen bequem Platz geboten hätte, mußte nun die gut fünffache Zahl an Menschen beherbergen. Eine große Anzahl in schwarze Felle gehüllte Männer lagen auf dem Boden, über Stühlen und auf dem Tisch, hatten sich vor dem Kamin zusammengerollt oder schnarchten einfach im Sitzen, halb an die Wand gelehnt. In der Luft lag der Geruch von gebratenem Fleisch und Wein, und der ganze Raum bot einen einzigen Anblick des Chaos. Kraftstein begriff schon im allerersten Moment, daß die Männer sich nicht wie Gäste verhalten hatten, sondern wirklich wie

das, wofür er sie insgeheim die ganz Zeit über gehalten hatte: Räuber. Sie hatten das Haus vollkommen verwüstet.

Erst, als er die Tür mit einem Knall hinter sich schloß, sahen einige der schlafenden Gestalten auf; unter ihnen auch der Mann, mit dem er schon am Morgen im Wald gesprochen hatte. Offensichtlich handelte es sich bei ihm um den Anführer der Truppe, denn er erhob sich rasch und machte gleichzeitig eine beruhigende Geste in die Runde, als mehr und mehr der Schwarzgekleideten allmählich wieder nüchtern genug wurden, um zu begreifen, daß die drei Neuankömmlinge nicht zu ihnen gehörten.

»Gäste«, sagte der Anführer, noch ein bißchen schlaftrunken, aber trotzdem nicht unaufmerksam, wie Kraftstein sehr wohl bemerkte. Er durfte auf gar keinen Fall den Fehler begehen, diesen Mann zu unterschätzen. »Das ist schön - auch wenn Ihr ein wenig spät kommt.«

»Keine Angst«, sagte Kraftstein scharf. »Wir bleiben nicht lange.«

Er trat mit schnellen Schritten auf den Mann in Schwarz zu, sah ihm einen Moment lang scharf ins Gesicht und blickte sich dann auf eine sehr demonstrative Art um. »Also ist es wahr.«

»Was ist wahr?« fragte der Fremde lauernd. Kraftstein sah aus den Augenwinkeln, wie sich fünf oder sechs dessen Männer nun doch erhoben und sich hinter ihm und seinen beiden Begleitern aufstellten. Die anderen schliefen unbeeindruckt weiter; oder taten wenigstens so, als schliefen sie.

»Was man mir erzählt hat«, antwortete Kraftstein. »Daß Fremde mit Waffen und Pferden hierhergekommen seien und den eigentlichen Besitzer dieses Hauses vertrieben haben.«

»Hat man Euch das erzählt?« wiederholte der Fremde. Er lachte. »Nun, ich weiß nicht, wie *Ihr* es in diesem Land haltet, aber bei uns gelten die Regeln der Gastfreundschaft. Meine Männer und ich haben ein Dach über dem Kopf für die Nacht gebraucht - und eine Mahlzeit.«

»Die Mahlzeit, von der Ihr sprecht«, versetzte Kraftstein wütend, »war alles, was die guten Leute hier hatten. Und was das Dach angeht...« Er sah sich abermals demonstrativ um. »Wenn Ihr und Eure Männer wieder gegangen seid, wird wohl nicht mehr viel von diesem

Dach übrig sein, denke ich. Auch wir halten die Gastfreundschaft hoch, aber bei uns benehmen sich Gäste im allgemeinen etwas anders.«

»Ich bitte Euch«, sagte der Fremde spöttisch. »Wenn sich einer meiner Männer danebenbenommen haben sollte, dann tut es mir leid. Wir werden hier wieder aufräumen und selbstverständlich für alles bezahlen, was wir verzehrt haben.«

»Auch für die Schläge, die ihr dem Bauern versetzt habt?«

»Niemand hat ihn geschlagen«, behauptete der andere.

»Wollt Ihr behaupten, daß der Bauer lügt?« fragte Kraftstein.

»Wollt *Ihr* behaupten, daß *ich* lüge?« entgegnete der Fremde. Bevor Kraftstein antworten konnte, hob er besänftigend die Hände. »Fragt meine Leute, wenn Ihr mir nicht glaubt. Sie werden Euch bestätigen, daß alles ganz genau so war, wie ich es gesagt habe.«

Kraftstein starrte ihn wutentbrannt an. Trotz der gewaltigen Überlegenheit dieser Männer war er für einen ganz kurzen Moment nahe daran, sich einfach auf den anderen zu stürzen. »Ihr werdet für den Schaden bezahlen, dafür werde ich sorgen«, versprach er mit vor Erregung bebender Stimme. »Noch heute abend werde ich mit Eurem Herrn sprechen. Und ich gebe Euch mein heiliges Ehrenwort, daß Ihr und Eure... *Männer* - « Er betonte das Wort so, daß man hörte, daß er in Wahrheit lieber etwas ganz, ganz anderes gesagt hätte. »- Euch für diesen feigen Überfall verantworten werdet.«

»Wollt Ihr mir drohen, mein lieber Kraftstein?« fragte der andere. Plötzlich war jede Freundlichkeit aus seinen Worten gewichen. Seine Augen wurden schmal.

»Nein«, antwortete Kraftstein. »Ich pflege niemals zu drohen. Ich verspreche Euch etwas. Baron Mercant wird bald spüren, daß es bei uns Dinge gibt, die nicht mit Geld zu kaufen sind.«

»Oh, Ihr wißt also schon, in wessen Diensten wir stehen«, antwortete der andere. »Das vereinfacht vieles.«

»Wieso?«

Der andere lachte, traf ganz neben Kraftstein und machte Anstalten, ihm in einer freundschaftlichen Geste den Arm um die Schulter zu legen. Kraftstein schüttelte ihn wütend ab. »Ganz einfach«, antwor-

te der Mann, ohne sich anmerken zu lassen, ob er sich über Kraftsteins Reaktion ärgerte oder nicht. »Mein Wort steht gegen das dieses dummen Bauern, das dürfte doch wohl ausreichen, oder?«

»Nein«, antwortete Kraftstein wütend. »Mir nicht.«

»Das ist Euer Problem, mein lieber Oberst«, sagte der Fremde. »Lauft ruhig zu Eurem Prinzen und weint Euch aus. Es wird Euch nichts nutzen. Meine Männer und ich haben nichts getan, wofür wir uns zu rechtfertigen hätten. Das alles hier - « Er machte eine weit ausholende Geste. »- gehört bereits unserem Herren. Wir haben niemanden aus seinem Haus vertrieben, weil dieses Haus jetzt uns gehört. Ebenso wie der Wein, den wir getrunken haben, und das halbverhungerte Rindvieh. Genaugenommen«, fügte er nach einer Pause hinzu, »seid Ihr es, der sich widerrechtlich auf fremdem Besitz aufhält.«

Kraftstein versteifte sich. »So also ist das«, murmelte er. »Ich verstehe.«

»Das glaube ich nicht.«

»O doch«, antwortete Kraftstein. »Ich verstehe es nur zu gut. Das ist es, was alle hier erwartet, nicht wahr? Euer sauberer Herr erzählt den Menschen in der Stadt, daß er den Wald bewirtschaften will, aber die Wahrheit ist wohl eher, daß sie alle von ihren Höfen vertrieben werden, sobald der Vertrag erst einmal unterzeichnet ist.«

»Jetzt übertreibt Ihr aber«, antwortete der andere. Einige seiner Männer kommentierten die Worte mit bösem Gelächter, aber die meisten blieben stumm und sahen Kraftstein und seine beiden Begleiter nur herausfordernd, manche aber auch eindeutig *drohend* an. »Natürlich nicht alle. Wenigstens nicht gleich.«

»Wenn Ihr Euch da mal nicht irrt«, murmelte Kraftstein.

»Jetzt macht Euch nicht lächerlich«, antwortete der Fremde.

»Was wollt Ihr tun? Euer Schwert ziehen und mich erschlagen?«

»Nein«, antwortete Kraftstein entschlossen. »Den Gefallen, Euch anzugreifen, tue ich Euch nicht.«

»Nur zu«, antwortete der Fremde. »Ihr braucht keine Furcht zu haben, weil wir so viele sind. Wenn Ihr mich herausfordern wollt, so habt Ihr meint Wort, daß sich keiner meiner Männer einmischen

wird, ganz gleich, wie der Kampf auch endet.« Er zog sein Schwert in einer so fließenden, schnellen Bewegung, daß Kraftstein sie kaum wahrnahm. »Greift mich an. Wenn Ihr mich erschlagt, habt Ihr freien Abzug.«

Kraftstein rührte keinen Finger, um nach seiner Waffe zu greifen. Er war diesem Mann nicht gewachsen. Und er war nicht hierhergekommen, um zu *kämpfen*. »Ich werde etwas anderes tun«, sagte er. »Ich werde unserem Prinzen berichten, was ich hier erlebt habe. Wir werden sehen, ob er den Vertrag dann noch unterschreibt.«

»Nur zu«, antwortete der Fremde. »Aber was Ihr auch tut, tut *es jetzt*. Zieht Eure Waffe, oder verschwindet. Meine Geduld ist begrenzt.«

Kraftstein starrte ihn noch einen Herzschlag lang wutentbrannt an, dann fuhr er auf dem Absatz herum und stürmte aus dem Haus.

Die Musik, die zu spielen begonnen hatte, war sehr eigenartig und vollkommen anders als alles, was Prinz Hendrick jemals gehört hatte: einfach und ohne Schnörkel und trotzdem - oder vielleicht gerade deshalb - von einem sehr eigenen Reiz, der ihn fast augenblicklich gefangennahm. Es waren eine Trommel, eine einfache Blockflöte und ein Saiteninstrument, die sich zu einer sanften und trotzdem mitreißenden Melodie vereinten, obwohl man spürte, daß diejenigen, die diese Instrumente handhabten, nicht sehr erfahren darin waren.

Prinz Hendrick achtete allerdings auch kaum darauf. Hätte in den Schatten jenseits der Eisfläche in diesem Moment ein Chor von Trolen zu gröhlen begonnen, hätte er es vermutlich auch nicht wirklich registriert. Er starrte aus ungläubig aufgerissenen Augen auf die drei in bunte Kostüme gehüllten Gestalten, die am jenseitigen Rande der freien Fläche auf das Eis hinausgetreten waren und im Takt der Musik einen sonderbaren, schwebenden Tanz aufzuführen begannen. Es waren zwei Kinder von sieben oder acht Jahren, die sich als Fuchs und Wildkatze verkleidet hatten, und ein Mädchen von unbestimmbarem Alter, dessen Kostüm wohl einen großen Vogel darstellen mochte.

Und es war nicht irgendein Mädchen.

Es war *das* Mädchen.

Das Mädchen, das er am Morgen im Wald gesehen hatte. Seine Fee.

Selbst wenn er ihr Gesicht nicht hätte sehen können, hätte er sie auf der Stelle wiedererkannt. Sie trug andere Kleider, und sie hatte ihr Haar jetzt anders frisiert, aber sie bewegte sich auf die gleiche, fast gespenstische Art und Weise, unglaublich schnell und leicht und scheinbar ohne das Eis zu berühren.

Er hatte es sich nicht nur eingebildet. Dieses Mädchen war wirklich gewesen. Er hatte sie am Morgen gesehen, und jetzt war sie wieder-

gekommen, wie ein Traum, den er so intensiv geträumt hatte, daß er schließlich zur Wahrheit wurde...

Prinz Hendrick war nicht der einzige, den die Darbietung der drei Mädchen vollkommen verblüffte. Ringsum waren plötzlich alle Gespräche verstummt, und ein fast atemloses, gebanntes Schweigen hatte sich auf dem Marktplatz ausgebreitet. Alle starrten gebannt auf die Darbietung, in der die drei so unterschiedlichen Gestalten eine Art Pantomime aufführten, die wohl das Leben der Tiere im Wald zum Inhalt hatte. Das jedoch nahm niemand richtig zur Kenntnis. Die allgemeine Verblüffung galt nicht dem, was sie taten, sondern einzig dem, wie sie es taten.

Der Prinz erhob sich langsam von seinem Stuhl, um das Vogelmädchen genauer sehen zu können, und als wäre dies ein Signal gewesen, standen auch alle anderen rings um ihn auf. Gleichzeitig wurde die Musik lauter, die Bewegungen der drei Mädchen schneller. Als sie näher kamen, sah Hendrick, daß sie irgend etwas unter die Schuhe geschnallt hatten, sonderbare dünne Stäbe, auf denen sie über das Eis zu gleiten schienen.

»Hoheit?« Skevens Stimme drang äußerst störend in den fast magischen Zustand, in den der Anblick Hendrick versetzt hatte. Widerwillig löste er den Blick von den drei Mädchengestalten und sah seinen Kanzler an.

»Was?« fragte er unfreundlich.

»Ihr seht... beunruhigt aus«, antwortete Skeven stockend.

»Es ist dieses Mädchen«, murmelte Hendrick. Er sah wieder auf das Eis, und sofort schlug ihn der Anblick Ellas, die sich immer schneller und schneller im Takt der Musik drehte, wieder in seinen Bann.

»Das Köhlermädchen? Ich lassen sie fortschaffen, wenn Ihr -«

»Seid Ihr von Sinnen?« unterbrach ihn Hendrick. »Das... das ist das Schönste, was ich jemals erblickt habe.«

»Man nennt es Eislaufen«, antwortete Skeven. »Ich habe davon gehört. Eine Kunst, die bei den Völkern im Norden ganz alltäglich ist. Hier in unserem Lande allerdings war sie bisher unbekannt...«

»Dummkopf!« sagte Hendrick lachend. »Ich rede nicht von diesem Eislaufen. Ich rede von Ihr. Wer ist sie? Wo kommt sie her? Wieso habe ich sie noch nie vorher gesehen?«

»Nur ein dummes Bauernmädchen, Hoheit«, antwortete Skeven rasch. Wäre Hendrick nicht so sehr in den Anblick Ellas vertieft gewesen, wäre ihm aufgefallen, daß sich in die Stimme seines Kanzlers Panik geschlichen hatte. »Eine Zofe. Niemand aus edlem Blut.«

»Seid Ihr blind, Ihr Narr?« fragte Hendrick. »Das... das ist das schönste Mädchen, das auf Gottes Erde wandelt. Wenn sie nicht edel ist, dann ist es niemand!«

»Aber Hoheit - «

Hendrick hörte gar nicht mehr zu. Rasch trat er dichter an den Rand der Eisfläche heran, ohne auf Skevens fast verzweifertes Gestikulieren und das allgemeine Rumoren und Flüstern zu achten, das seine Bewegung auslöste. Kaum war er näher getreten, da veränderte sich der Rhythmus der Musik abermals. Das Vogelmädchen drehte sich noch schneller, begann Pirouetten und Kreise zu laufen und schwebte mit elegant fließenden Bewegungen dahin, während die beiden jüngeren Mädchen dorthin zurückglitten, wo sie hergekommen waren, und schließlich vom Eis verschwanden.

Hendrick hatte nur noch Augen für Ella.

Er dachte nicht mehr darüber nach, wer sie war. Wo sie herkam, oder *was* sie war. Er hatte nicht einmal wirklich Augen für das, was sie tat, obwohl dies allein schon an ein Wunder grenzte. Er sah nur noch sie, die Anmut ihrer Bewegungen, ihre Grazie und die Schönheit ihres Gesichtes, die alles in den Schatten stellte, was er je gesehen hatte, alles übertraf, was er sich jemals hatte vorstellen können und selbst seine romantischsten Träume verblassen ließ. Er sah weder den immer stärker werdenden Ausdruck von Bestürzung auf Skevens Gesicht, noch hörte er, wie Nadja ihn ein paarmal ansprach; ja, er registrierte nicht einmal, als sie ihn schließlich am Arm berührte und ziemlich unsanft zurückziehen versuchte. Hendrick schüttelte sie mit einer unwilligen Bewegung ab, derer er sich nicht einmal wirklich bewußt wurde.

Etwas in der Musik änderte sich, und zugleich wurden Ellas Bewegungen schneller, ihr Tanz fordernder, mitreißender.

Und bei jeder Drehung, nach jeder Pirouette und am Ende jedes graziösen Bogens kam sie ihm ein Stückchen näher, bis sie schließlich mit einer blitzartigen, fast erschreckenden Bewegung auf ihn zuschoß und im letzten Moment Halt machte, so daß das Eis unter den scharfgeschliffenen Kufen unter ihren Schuhen aufspritzte. Ein erschrockenes Raunen ging durch die Menge, und Skeven sah sich hastig nach den Wachen um und winkte zwei der bewaffneten Männer herbei, während Katja überrascht einen Schritt zurückprallte.

Hendrick bemerkte nichts von alledem.

Er sah mittlerweile nicht einmal mehr Ella, sondern nur noch ihre Augen. Als sich ihre Blicke trafen, da war es wie ein Blitzschlag, der jeden anderen Gedanken auslöschte. Irgend etwas Sanftes, Warmes und zugleich unbeschreiblich *Kraftvolles* berührte ihn, als wäre da plötzlich ein unsichtbares Band, das ihn mit diesem Mädchen verband.

Und plötzlich *wußte* er, was ihr Tanz bedeutete.

Für alle anderen hier mochte er nicht mehr sein als eine bloße Darbietung; die ästhetischen Bewegungen eines jungen Mädchens, schön, aber ohne Bedeutung.

Doch das stimmte nicht.

Es war mehr, unendlich viel mehr.

Ellas Tanz erzählte eine Geschichte, und *er* begriff sie, vielleicht durch das, was er in ihren Augen gelesen hatte, vielleicht weil alles einzig und allein für *ihn* bestimmt war.

Es war die Geschichte des Waldes, der so alt war wie dieses Land und vielleicht noch älter. Es hatte ihn schon gegeben, als noch keine Menschen auf der Erde lebten, und er war schon uralte gewesen, ehe die Mauern dieser Stadt errichtet worden waren. Und er war viel, viel mehr, als die meisten Menschen hier ahnten; mehr als eine zufällig Ansammlung von Bäumen und Unterholz, viel mehr als ein undurchdringlicher Dschungel, der unbekanntem Tieren ein Zuhause bot und in dem der Ursprung zahlloser Legenden und Märchen lag. Der Wald war Unterschlupf, Nahrungsquelle, Freund und Feind zugleich,

ein Ort, an dem alles Leben seinen Platz hatte und an dem Zeit so wenig galt wie der Wille eines Menschen. Äonenlang hatte er Tieren und Pflanzen Schutz geboten, und sie alle hatten das einzige, unausgesprochene Gesetz respektiert, das in seinen Grenzen galt: nämlich daß niemand mehr zu nehmen berechtigt war, als er zurückgab.

Alle - bis auf die Menschen.

Sie waren anders. Sie nahmen, aber sie gaben nichts. Sie rodeten den Wald, um ihre Felder anzulegen und Platz für ihre Häuser zu schaffen, sie schlugen Bäume, um sie zu verbrennen, um Zäune oder Schiffe daraus herzustellen, und sie rodeten das Unterholz, um Wege für ihre Wagen und Pferde anzulegen.

Der Wald hatte all dies erduldet.

Er war gigantisch, und er war im Grunde unsterblich. Groß genug, um selbst diesen Angriff kaum zu spüren, und langlebig genug, um zu wissen, daß die Menschen eines Tages wieder gehen mußten, er aber noch immer da sein würde. Trotz allem hatten die Menschen in einem vielleicht nicht ganz ausgewogenen, aber doch erträglichen Gleichgewicht mit dem Eichenwald gelebt. Sie nahmen mehr, als sie ihm gaben, aber er war groß genug, diesen Verlust auszugleichen, und geduldig genug, ihn zu verzeihen.

Dann aber hatte sich etwas geändert. *Diesen* Teil der Geschichte las Hendrick nicht in Ellas Augen, doch er wußte trotzdem, *wann* die Veränderung eingetreten war: mit dem Tode seines Vaters. Der alte König hatte ihm ein Reich hinterlassen, das er nicht haben wollte, und eine Verantwortung und Last, mit der er nicht fertig wurde, und so war ihm die Macht im Lande Stück für Stück entglitten. Andere hatten plötzlich das Sagen, und diesen anderen waren die Geschenke des Waldes längst nicht genug. Sie rodeten mehr Wald. Sie schlugen mehr Bäume, und sie jagten mehr Tiere, als sei dies die einzige Aufgabe des Menschengeschlechtes, von allem immer *mehr* zu tun, ganz gleich, ob gut oder schlecht.

Die Wunden, die *sie* dem Wald zufügten, würden nie wieder heilen, und sie hielten nicht inne in ihrem Tun, sondern wurden immer gieriger. Und schließlich hatte die Natur angefangen, sich zu wehren. Aus dem Geschäft auf Gegenseitigkeit war ein Kampf geworden, den

die Menschen vielleicht noch gar nicht bemerkt hatten, obwohl er längst entbrannt war. Für die Natur war es ein Kampf ums Überleben, und auch für die Menschen würde es ein Kampf auf Leben und Tod werden, denn die strengen Winter der letzten Jahre, die den Menschen immer mehr zusetzten, die Unwetter und Überschwemmungen, die die Ernten verderben und die wilden Tiere, die in größerer Zahl aus dem Wald hervorbrachen und seine menschlichen Bewohner überfielen, dies alles war nicht mehr als ein Vorgeschmack dessen, was kommen würde, wenn sie nicht innehielten. Eine Warnung, vielleicht eine allerletzte Chance. Dies alles begriff Prinz Hendrick in einem einzigen Moment, indem er Ella in die Augen sah und die Botschaft las, die darin geschrieben stand: *Wach auf, Träumer. Sieh in den Spiegel, und wach auf, ehe es zu spät ist!*

»Das werde ich«, flüsterte er. Langsam löste er sich von seinem Platz und trat auf das Eis hinaus. Ein flüchtiger Ausdruck von Schrecken huschte über Ellas Gesicht, und sie machte eine hastige Bewegung auf ihn zu und streckte gleichzeitig die Arme aus.

Doch es war zu spät. Prinz Hendrick verlor auf dem spiegelglatten Untergrund den Halt, rang einen Moment lang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und brachte sich natürlich allein dadurch schon vollends aus der Balance. Er stürzte nach hinten, schlug schwer mit dem Kopf auf dem Eis auf und hörte einen vielstimmigen, entsetzten Aufschrei.

Ein dumpfer Schmerz schoß durch seinen Schädel, und er spürte, wie die Finsternis ihre dunklen Hände nach ihm ausstreckte. Mit aller Macht kämpfte er dagegen an, fühlte aber zugleich auch selbst, daß er diesen Kampf verlieren würde. Hände griffen nach ihm. Stimmen schrien wild durcheinander, und in all diesem Lärm und Durcheinander hörte er eine einzelne, besonders laute Stimme, die immer wieder: »Mörder! Mörder!« schrie. »Sie hat den Prinzen umgebracht!«

Hendrick erkannte diese Stimme sogar. Sie gehörte Nadja, der Tochter des Grafen. Ihre Behauptung war absurd, führte aber nichtsdestotrotz dazu, daß der Ruf aufgenommen wurde und sich wie ein Lauffeuer über dem Marktplatz ausbreitete.

»Sie hat den Prinzen umgebracht!«

Es war nicht wahr! Er mußte ihnen sagen, daß -  
Prinz Hendrick verlor das Bewußtsein. Er bemerkte nicht mehr, wie  
Ella und ihre gesamte Familie von den Wachen ergriffen und brutal  
fortgeschleift wurde.

»Das war vielleicht nicht besonders klug, Herr«, sagte einer seiner beiden Begleiter, kaum daß sie das Haus verlassen hatten. Er sprach leise, aber seiner Stimme war die Nervosität deutlich anzuhören, und sie war wohl auch der Grund, aus dem der Soldat überhaupt den Mut aufgebracht hatte, diese Worte auszusprechen.

Nicht, daß er nicht etwa *Recht* gehabt hätte...

Kraftstein hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt. Er hatte seine Worte im gleichen Moment schon wieder bedauert, in dem sie ihm herausgerutscht waren, aber da war es zu spät gewesen. Weder ihm noch seinen beiden Begleitern war das drohende Funkeln in den Augen des schwarzgekleideten Hünen entgangen; ebensowenig wie die verstohlenen Blicke, die die anderen Krieger miteinander getauscht hatten.

»Du meinst, ihm zu sagen, daß ich in die Stadt zurückreiten und das Geschäft mit seinem Herrn zunichte machen werde?« fragte Kraftstein.

Der Mann nickte nervös. »Ja. Verzeiht meine Offenheit, Herr, aber-«

»- er müßte schon ziemlich naiv sein, um uns jetzt noch lebend in die Stadt zurückzulassen«, fiel ihm Kraftstein düster ins Wort. Der Soldat antwortete nun nicht mehr, aber das war auch nicht nötig.

Sie näherten sich dem Waldrand. Kraftstein mußte sich mit aller Macht zwingen, nicht loszurennen, sondern mit gemessenen Schritten zu gehen. Er wußte, daß er aus dem Haus heraus sehr aufmerksam beobachtet wurde, und jetzt loszurennen hätte einen Angriff allerhöchstens noch schneller provoziert. Er überlegte, was *er* an der Stelle der Männer dort im Haus tun würde, kam aber zu keinem Ergebnis, das ihn überzeugte. Seine Erfahrungen als Meuchelmörder und Räuber waren eher gering.

»Wir laufen los, wenn wir noch fünf Schritte vom Waldrand entfernt sind«, sagte er, so leise, daß er gerade noch sicher sein konnte,

daß die beiden seine Worte auch verstanden. »In verschiedene Richtungen. An der Weggabelung trennen wir uns - sollten wir die Pferde erreichen.«

»Und wenn sie uns angreifen?«

»Das werden sie bestimmt«, sagte Kraftstein grimmig. »Aber ein Kampf ist sinnlos. Wenn wir überfallen werden, versucht sich jeder auf eigene Faust durchzuschlagen. Bleibt nicht zurück, um mir zu helfen. Einer von uns *muß* den Palast erreichen und Prinz Hendrick sagen, was hier vorgeht. *Los jetzt!*«

Die beiden letzten Worte hatte er geschrien, und er stürmte im selben Moment los. Ein überraschter Schrei antwortete aus dem Haus heraus auf ihre plötzliche Bewegung, und mit einem Male sirrte etwas dicht an Kraftstein vorbei und schlug in einen Baumstamm. Ein Pfeil. Kraftstein fluchte, schlug einen Haken und tauchte in den Schutz des verschneiten Unterholzes ein, ehe der Schütze es ein zweites Mal versuchen konnte.

Ein Schatten wuchs vor ihm hoch. Kraftstein duckte sich, griff nach seiner Waffe und bemerkte im allerletzten Moment, daß es einer der beiden Männer war, die er zurückgelassen hatte.

»Was ist passiert, Herr?« fragte der Soldat überrascht.

»Später«, antwortete Kraftstein hastig. »Zu den Pferden, schnell! Sie werden uns sofort verfolgen!«

Während sie zu den Tieren eilten, die nur ein paar Schritte entfernt im Wald versteckt waren, wurde der Lärm aus dem Haus lauter.

Kraftstein mußte nichts mehr sehen, um sich vorstellen zu können, was sich dicht hinter ihnen abspielte: Das Trappeln zahlreicher Schritte, die erregten Stimme und das unwillige Wiehern der Pferde allein sagten ihm genug. Die Verfolgung hatte bereits begonnen.

Zu seiner Erleichterung registrierte er, daß auch seine beiden Begleiter das schützende Unterholz unbeschadet erreicht hatten. Hastig sprangen sie auf ihre Pferde und sprengten los. Der nächtliche Wald flog nur so an ihnen vorüber, aber hinter ihnen erscholl immer noch das dumpfe Hämmern von Pferdehufen. Dem Lärm nach zu urteilen, schätzte Kraftstein, daß sich mindestens sieben oder acht der Schwarzgekleideten an ihre Verfolgung gemacht hatten.

Er verfluchte sich immer heftiger für seine eigene Ungeschicklichkeit. Vermutlich hätte es nicht einmal etwas genutzt, aber er hätte wenigstens *versuchen* sollen, den Anführer der Fremden in dem Glauben zu wiegen, daß er seiner Pflicht Genüge getan hatte, indem er sich gebührend über sein Benehmen empörte. Mochten sie ihn für den Moment doch ruhig für einen Feigling gehalten haben.

Aber es war zu spät, sich selbst Vorwürfe zu machen. Wahrscheinlich hätten die Schwarzgekleideten sie ohnehin getötet, um die lästigen Zeugen loszuwerden.

»Sie holen auf, Herr!« schrie einer seiner Männer. »Es sind acht!«

»Dann reitet schneller!« schrie Kraftstein zurück. »An der Gabelung teilen wir uns!«

Er warf einen gehetzten Blick über die Schulter zurück, beugte sich tiefer über den Hals seines Pferdes und betete, in der Dunkelheit nicht einen tiefhängenden Ast zu übersehen, der ihn aus dem Sattel schleudern konnte. Wenn sie den Kreuzweg erreichten, standen ihnen drei mögliche Richtungen zur Verfügung. Nur eine davon führte zum Schloß, aber immerhin hatten sie vielleicht die Chance, die Verfolger abzuschütteln, indem sie sie in die Irre führten. Der Wald war ein wahres Labyrinth von Wegen und Passagen, in denen sich selbst Einheimische manchmal noch hoffnungslos verirren.

Endlich erreichten sie die Weggabelung. Kraftstein schöpfte neue Hoffnung, lenkte sein Pferd nach links - und riß das Tier im buchstäblich allerletzten Moment zurück, als plötzlich und wie aus dem Boden gewachsen eine riesige, schattenhafte Gestalt vor ihm aufwuchs. Sein Tier scheute, versuchte auszubrechen und hätte ihn beinahe abgeworfen, so daß er für einen Moment alle Hände voll damit zu tun hatte, die Gewalt über das Pferd zurückzuerlangen.

Als es ihm endlich gelungen war, sah er, daß auch seine vier Begleiter Halt gemacht hatten.

Sie saßen in der Falle. In allen drei Wegen waren schwarzgekleidete Reiter erschienen.

Kraftsteins Gedanken überschlugen sich. Der Hufschlag ihrer Verfolger wurde immer lauter. Möglicherweise wären sie zu fünft sogar mit ihren drei Gegnern fertig geworden oder hätten wenigstens für

einen von ihnen den Weg freikämpfen können, aber dazu blieb ihnen einfach keine Zeit. Das Hämmern der Pferdehufe wurde immer lauter und lauter - und brach plötzlich ab.

Es ging so schnell, daß nicht nur Kraftstein, sondern auch seine Begleiter überrascht in den Sätteln zusammenfuhren und sich umwandten.

Der Hufschlag war verstummt, und für die Dauer eines einzelnen Atemzuges wurde es gespenstisch still.

Aber dann hob ein anderes, unheimliches Geräusch an, ein Laut, wie ihn Kraftstein noch nie zuvor gehört hatte: ein Rascheln und Flüstern, ein Wispern, Raunen, Trappeln und Schleifen, das ihm einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ. Zugleich begannen sich die Äste und Zweige in ihrer Umgebung zu bewegen, als peitsche ein Sturm durch den Wald.

Und das unheimliche Geräusch erscholl nun von überallher. Auch vor ihnen wurden die Schatten plötzlich lebendig; ein schwarzes Wogen und Gleiten, das von unheimlichen wispernden Lauten begleitet wurde, als wäre der gesamte Wald zum Leben erwacht.

Dann hörte es auf, so plötzlich, wie es begonnen hatte, und wieder machte sich diese unheimliche Stille breit.

Mit klopfendem Herzen drehte sich Kraftstein wieder im Sattel herum.

Der Reiter, dem er so unversehens gegenübergestanden hatte, war nicht mehr da. Der Weg vor ihm war leer, ebenso wie die beiden anderen Wege.

»Was... was ist das?« murmelte einer seiner Begleiter. »Wo sind sie hin?«

Kraftstein antwortete nicht. Langsam drehte er sein Pferd herum, wobei er sich unentwegt sichernd umsah, und ritt in einem vorsichtigen Trab in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren, jederzeit darauf gefaßt, einer Übermacht der schwarzen Reiter gegenüberzustehen.

Aber er begegnete keinen Reitern.

Die Reiter waren ebenso spurlos verschwunden wie die Männer, die ihnen am Kreuzweg aufgelauert hatten.

Es was, als hätte der Wald sie verschlungen.

»Wo ist sie?«

Prinz Hendrick schlug mit einem erschrocken Seufzer die Augen auf, setzte sich hoch und griff sich in der gleichen Bewegung an den schmerzenden Schädel, ehe er mit zusammengebissenen Zähnen und etwas leiser seine Frage noch einmal wiederholte: »Wo ist sie?«

»Hoheit?«

Hendrick seufzte, schloß für einen Moment die Augen und wartete, bis das quälende Hämmern zwischen seinen Schläfen auf ein halbwegs erträgliches Maß zurückgegangen war, ehe er wieder aufsaß und seinen Kanzler mit einem langen, zorngefüllten Blick musterte.

»Muß ich tatsächlich zum dritten Mal fragen?« fragte er. »Wo ist das Mädchen? Ella - das war doch ihr Name, oder?«

Skeven tat so, als müsse er tatsächlich einige Augenblicke lang darüber nachdenken, dann nickte er. »Ja. Es tut mir leid, Hoheit, aber sie ist wie vom Erdboden verschwunden. Es gibt nicht die geringste Spur von ihr.«

»Was soll das heißen?« fragte Prinz Hendrick scharf.

»Das was ich sage, Hoheit«, antwortete Skeven. »Wir nehmen an, daß sie nach dem Mordanschlag an Euch in den Wald geflohen ist. Meine Männer durchsuchen jedes Haus in der Stadt, aber wir gehen davon aus, daß - «

»Mordanschlag?« Prinz Hendrick setzte sich trotz seiner noch immer hämmernden Kopfschmerzen kerzengerade auf. »Seid Ihr von Sinnen, Kanzler? Was redet Ihr da für einen Unsinn? Welcher *Mordanschlag?!*«

»Nun, aber Ihr müßt Euch doch erinnern - «, begann Skeven.

»Ich erinnere mich lediglich an meine eigene Ungeschicklichkeit«, fiel ihm der Prinz ins Wort. »Das war ein Unfall, nicht mehr.«

»Es sollte lediglich wie ein Unfall aussehen, Hoheit«, antwortete Skeven ruhig.

»Unfug«, sagte Hendrick mit Nachdruck. Plötzlich wurde er sehr nachdenklich. »Jetzt erinnere ich mich... Hatte nicht jemand nach den Wachen gerufen, damit man sie verhaftet?«

»Das war in der Tat so«, gestand Skeven. »Aber sie ist uns entkommen. Ich gestehe es nur ungern, doch dieses Mädchen war zu schnell für unser Männer. Sie bewegt sich auf ihren Eisschuhen schneller als ein galoppierendes Pferd. Aber wir werden sie einfangen, das verspreche ich.«

»Ja«, antwortete Prinz Hendrick. »Das wäre vielleicht auch besser für Euch, Kanzler. Ich gedenke nämlich, dieses Mädchen zu heiraten.«

Skevens Augen weiteten sich vor Staunen. »Wie?«

»Ihr habt mich richtig verstanden«, sagte Hendrick. Er stand auf, griff sich stöhnend an den Kopf und setzte sich noch einmal, erhob sich aber gleich darauf wieder; schwankend, jedoch mit einem Ausdruck großer Entschlossenheit auf dem Gesicht. »Ich muß mich ohnehin innerhalb des nächsten Monats entscheiden, welche Frau ich heirate - waren das nicht immer Eure eigenen Worte, Kanzler? Nun, ich habe mich entschieden.«

»Aber Hoheit...« Skeven wirkte sehr unglücklich. Allerdings nur für einen Moment, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. »Ganz wie Ihr wünscht, mein Prinz. Ich werde sofort Männer ausschicken, die überall nach ihr suchen.«

»Saget Ihr nicht, daß Ihr das bereits getan habt?«

»Natürlich«, antwortete Skeven hastig. »Es ist nur -«

»Schon gut.« Hendrick winkte ab, überlegte einen Moment und wandte sich dann zur Tür. »Ich denke, es ist besser, wenn ich selbst nach ihr suche. Sie gehört zu der Köhlerfamilie unten am Fluß, sagt Ihr?«

»Ja, aber Ihr könnt doch nicht - «

»Natürlich kann ich«, unterbrach der Prinz Skeven. Er schüttelte zornig den Kopf, was er allerdings, dem gequälten Stöhnen nach zu schließen, schon im nächsten Moment wieder bedauerte. Trotzdem fuhr er fort: »Wahrscheinlich ist das arme Ding vollkommen verstört und hält sich irgendwo im Wald versteckt. Wenn sie einen Trupp bis

an die Zähne bewaffneter Reiter sieht, dann wird sie nie wieder herauskommen. Ich suche sie selbst.«

»Aber das ist viel zu gefährlich!« protestierte Skeven. »Und da ist auch noch der Vertrag! Ihr erinnert Euch: der Wald.«

»Vergeßt diesen Vertrag«, sagte Hendrick im Hinausgehen. »Wir haben eine Menge zu besprechen, sobald ich zurück bin, Kanzler.«

Er warf die Tür hinter sich zu und war verschwunden, noch bevor Skeven einen weiteren Versuch starten konnte, ihn zurückzuhalten.

Skeven war jedoch nicht allein. Kaum waren die Schritte des Prinzen draußen auf dem Korridor verklungen, da wurde einer der Vorhänge beiseite geschlagen, und Nadja trat hervor. Sie sah sehr zornig aus und so erregt, daß ihre Augen Funken zu sprühen schienen.

»Ich habe mich wohl verhört!« sagte sie. »Er will diesen Bauerntrampel *heiraten*?!«

Skeven hob beruhigend die Hände, wich aber vorsichtshalber einen weiteren Schritt vor Nadja zurück. »Immer mit der Ruhe«, sagte er. »Er ist ein verliebter Dummkopf, der nicht weiß, was er redet.«

»Das stimmt«, sagte Nadja wütend. »Aber leider vergeßt Ihr dabei, daß er auch ein verliebter *Prinz* ist, mein lieber Kanzler. Und der Unterschied zwischen verliebten Dummköpfen und verliebten Prinzen ist der, daß Prinzen im allgemeinen bekommen, was sie wollen. Auch wenn sie Dummköpfe sind.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Er wird alles zunichte machen. Unsere Pläne - «

»Werden aufgehen«, unterbrach sie Skeven. »Keine Sorge.«

Nadja schnaubte. »Ja. So wie Euer famoser Plan, den Wald zu verkaufen? Bisher hat er nicht unterschrieben.«

»Aber das wird er«, behauptete Skeven überzeugt. »Er hat gar keine andere Wahl. So, wie er auch keine andere Wahl hat, als Eure Schwester zu heiraten. Tut er es nicht, verliert er den Thron.«

»Und wenn schon«, murrte Nadja. »Ich fürchte, das ist ihm egal.« Sie starrte einen Moment lang ins Leere, dann machte sich ein Ausdruck großer Entschlossenheit auf ihrem Gesicht breit. »Nein - es gibt nur eine einzige Lösung. Das Mädchen muß weg.«

»Das ist es doch bereits«, antwortete Skeven. »Ich habe sie in einen Teil des Gefängnisses bringen lassen, den nicht einmal der Prinz

kennt. Sobald sich die Aufregung ein wenig gelegt hat, werde ich einen zuverlässigen Mann damit beauftragen, sie aus dem Land zu schaffen. Sehr weit fort.«

»Das genügt nicht«, antwortete Nadja. »Sie könnte zurückkommen.« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Wir müssen sichergehen. Sie... kann nicht einfach verschwinden. Das würde den Prinzen nur mißtrauisch machen...« Ein nachdenklicher Ausdruck mischte sich in die Härte und Entschlossenheit auf ihren Zügen. »Könnt Ihr mir ihr Kleid besorgen? Das Gewand, das sie heute abend auf dem Fest anhatte?«

»Sicher. Aber wozu - «

Nadja unterbrach ihn mit einer Handbewegung. »Ihr werdet morgen abend ein weiteres Fest geben«, sagte sie. »Vorgeblich, um den Prinzen über den Verlust hinwegzutrusten und das Volk für den entgangenen Spaß heute zu entschädigen. Ich werde eine junge Frau finden, die vertrauenswürdig ist, und zumindest auf die Entfernung als Ella durchgehen mag.«

»Und dann?«

Nadja lächelte dünn. »Er glaubt nicht an einen Mordanschlag, nicht wahr? Nun, vielleicht ändert sich das, wenn seine so heißgeliebte Köhlerstochter dann ein zweites Mal versucht, ihn zu töten.«

»Aber das - «

»Natürlich nicht wirklich«, unterbrach ihn Nadja hastig. »Er wird nicht einmal annähernd in Gefahr sein, das schwöre ich. Aber er wird sie sehen, und er wird sehen, wie sie flüchtet, und nie wieder auftaucht... das wird sie doch nicht, oder?«

»Bestimmt nicht«, sagte Skeven. Er wirkte nicht sehr begeistert, fuhr aber trotzdem fort: »Ich werde dafür Sorge tragen, daß sie wirklich *weit* weggeschafft wird. Ich glaube, ich habe da auch schon eine Idee...«

»Eure Freund, dieser Baron?«

»Warum nicht?« erwiderte Skeven mit einem dünnen, bösen Lächeln. »Den kleinen Gefallen wird er mir schon erweisen. Die Welt ist groß. Und sollte sie tatsächlich zurück kommen, dann wird es zu

spät sein, meine Liebe. Ist der Prinz erst einmal mit Eurer Schwester verheiratet, und ich mit Euch...«

»Wie?« Nadja starrte ihn an.

»Aber natürlich«, sagte Skeven. Er lächelte. »Eine Doppelhochzeit. Ich sehe es richtig vor mir... sehr romantisch. Nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Nadja. »Das... wäre es in der Tat.« Sie lächelte ebenfalls. Aber es wirkte nicht sehr echt.

In der Zelle herrschte fast vollkommene Finsternis, die nur von einer einzelnen, schwach glimmenden Pechfackel durchbrochen wurde. Manchmal regneten Funken von dem glühenden Holz, und der Qualm verpestete die ohnehin nicht besonders gute Luft noch mehr. Es war so kalt, daß sich eine glitzernde Rauhreife auf den nackten Steinwänden gebildet hatte und der Atem der fünf Menschen, die in der winzigen Kerkerzelle zusammengepfercht waren, als grauer Dampf zwischen ihren Gesichtern in der Luft erschien.

Ella und die vier Kinder hatten sich so dicht zusammengekuschelt, wie es nur ging, um sich mit ihrer Körperwärme gegenseitig vor der grimmigen Kälte zu beschützen, die durch das Mauerwerk kroch.

Es nutzte nichts. Sie alle zitterten vor Kälte - und vielleicht auch vor Furcht -, und es schien mit jedem Augenblick schlimmer zu werden. Durch das einzige, hoch unter der Decke des Raumes angebrachte Fenster war eine Handvoll Sterne zu erkennen, die wie kalte, teilnahmslose Augen auf die vier Kinder und Ella herabblickten, und durch die aus dicken Eichenbalken zusammengefügte Tür drang dann und wann ein unheimlicher Laut; manchmal ein Schrei, manchmal etwas, das sich wie ein qualvolles Seufzen anhörte.

»Wir kommen hier nie wieder raus«, sagte Lisl.

Es waren die ersten Worte, die einer von ihnen sprach, seit sie vor mittlerweile einer guten Stunde hierhergebracht worden waren; und sie klangen in der eisigen Luft so unheilswanger und düster wie ein Fluch.

»Unsinn«, widersprach Ella. Auch ihre Stimme zitterte vor Kälte.

»Niemand ist je wieder aus diesen Kerkern herausgekommen«, beharrte Lisl. »Ich weiß es.«

»Ach, und woher?« wollte Suschen wissen.

»Weil es die geheimen Kerker des Kanzlers sind«, behauptete Lisl mit unerschütterlicher kindlicher Logik. »Keiner weiß von ihnen,

weil noch nie einer, den sie hineingeworfen haben, wieder herausgekommen ist.«

»Was für ein Unsinn!« antwortete Suschen. »Sie werden uns bald wieder rauslassen. Das stimmt doch, oder?«

Die Frage galt Ella, die Suschen vielleicht einen Moment zu lange ansah, ehe sie nickte und mit erzwungenem Optimismus antwortete: »Natürlich.«

»Pf!« machte Lisl. »Bestimmt nicht. Ihr habt es doch alle gehört. Sie glauben, daß wir den Prinzen umbringen wollten.«

»Aber das stimmt doch nicht«, antwortete Ella sanft. »Keine Angst. Sobald der Prinz das Bewußtsein wiedererlangt hat, wird er uns hier herausholen, das verspreche ich euch. Und ich verspreche euch auch, daß jeder von euch ein Riesenstück Kuchen bekommt, und so viel heißen Kakao, wie er nur trinken kann!«

»Ja - als Henkersmahlzeit«, murrte Lisl. »Und was ist, wenn der Prinz nicht wieder aufwacht?«

»Jetzt ist es genug«, sagte Ella, schon eine Spur schärfer. »Sie werden uns nicht lange hier einsperren, basta. Aber so lange wir hier sind, müssen wir das Beste aus der Situation machen. Weißt du, Lisl, es hilft keinem von uns weiter, wenn wir uns selbst unsere Zukunft in den schwärzesten Farben ausmalen. Der Prinz ist kein schlechter Mensch.«

»Ach? Und woher willst du das wissen?« fragte Lisl. »Du kennst ihn doch gar nicht.«

»Ich habe es in seinen Augen gelesen«, antwortete Ella. »Sobald er wieder aufgewacht ist, wird er das Mißverständnis aufklären und uns hier herausholen, das verspreche ich - «

Die kleine Klappe in der Tür wurde geöffnet, und ein breites, vor Schmutz starrendes Gesicht lugte zu ihnen herein. Trübe, aber trotzdem sehr wache Augen musterten die Insassen der Zelle einen Moment lang sehr mißtrauisch, dann wurde die Klappe mit einem Knall wieder zugeworfen, und das Geräusch des Schlüssels war zu hören, der sich im Schloß drehte.

»Seht ihr!« sagte Ella. »Ich habe euch doch gesagt, daß wir nicht lange hierbleiben werden!«

Die Tür wurde geöffnet, und ein Schwall warmer Luft und der rote Lichtschein einer Fackeln drangen vom Gang aus in die Zelle herein. Einen Moment später betrat der Wärter die Zelle. Er war ein riesiger, breitschultriger Kerl, der allerdings eher fett als muskulös wirkte und auch in Gänze schmutzig und verwahrlost aussah. Er mußte sich bücken, um durch die Tür zu treten, ohne sich dabei den Kopf anzustoßen.

Ächzend richtete er sich hinter der Tür wieder auf, warf einen mißtrauischen Blick in die Runde und deutete schließlich mit einem fetten Zeigefinger auf Ella. »Du da!«

Ella stand gehorsam auf und trat ihm einen halben Schritt entgegen; mehr Platz bot das winzige Verlies nicht. Der Wächter maß sie mit einem neuerlichen, diesmal sehr langen Blick von Kopf bis Fuß, dann grinste er häßlich und sagte: »Zieh dein Kleid aus.«

Ella blinzelte verständnislos. »Wie?«

»Dein Kleid!« verlangte der Fette. »Gib es mir. Du kannst das da anziehen!«

Damit warf er Ella ein aus grobem Sackleinen gefertigtes Kleid vor die Füße, das kaum weniger erbärmlich stank als er selbst. »Nun mach schon!« herrschte er sie an. »Oder soll ich dir helfen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, streckte er die Hände nach Ella aus. Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, denn in diesem Moment geschah etwas fast Unheimliches: Ella sagte kein Wort, sondern sah ihn nur an, und kaum hatten sich ihre Blicke berührt, da erlosch das gierige Glitzern in den Augen des Wärters, und an seiner Stelle machte sich ein Ausdruck von Unsicherheit und Verwirrung breit.

»Was...?« murmelte er.

»Ich schaffe das allein«, sagte Ella leise. »Du kannst draußen warten. Ich klopfe, wenn ich so weit bin.«

Der Fette starrte sie an. Er blinzelte, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und setzte zwei- oder dreimal dazu an, etwas zu sagen. Aber schließlich nickte er nur, drehte sich auf dem Absatz herum und stürmte so rasch aus der Zelle, daß es beinahe einer Flucht gleichkam. Die Tür fiel mit einem Knall hinter ihm ins

Schloß, und man konnte hören, daß er den Schlüssel nicht nur mindestens dreimal herumdrehte.

»Aber... aber was bedeutet denn das?« murmelte Suschen fassungslos. »Sie lassen uns nicht raus?«

Ella schwieg. Für eine kleine Ewigkeit stand sie einfach reglos da und starrte die geschlossene Tür an, dann bückte sie sich seufzend nach dem Kleid, das ihr der Wächter gegeben hatte, faltete es auseinander und begann aus ihrem Kostüm zu schlüpfen. Seltsamerweise wirkte sie selbst in dem einfachen Kleid aus Sackleinen kaum weniger beeindruckend und schön als in dem prachtvollen Falkenkostüm.

»Ella!« sagte Suschen. Ihre Stimme klang jetzt fast verzweifelt. »So... so sag doch etwas!«

Ella schwieg noch immer. Sie sah das Mädchen sehr traurig an, dann drehte sie sich wieder zur Tür und klopfte gegen das Holz. Der Wächter kam nicht wieder zu ihnen herein, sondern öffnete nur die Klappe, um mit einer hastigen Bewegung nach dem Kostüm zu greifen, das Ella ihm hinhielt, und es ihr aus den Händen zu reißen. Traurig drehte sich Ella wieder von der Tür weg und sah auf Suschen herab.

»Nein«, flüsterte sie. »Ich fürchte, ich habe mich geirrt. Sie lassen uns nicht heraus.«

»Aber... aber was meinst du denn damit?« murmelte Suschen. »Was passiert denn nun?«

»Ich weiß es nicht«, seufzte Ella. Sie klang nicht einmal wirklich erschrocken und eigentlich auch nicht verängstigt. Nur sehr, sehr traurig.

»Aber ich fürchte, es wird etwas Schreckliches sein«, fügte sie nach einer Weile hinzu. Und sie tat es in einem Ton, der nicht nur Suschen, sondern auch den drei anderen Kindern klar machte, daß sie damit nicht nur unbedingt ihr Schicksal meinte...

»Das kann ich nicht tun!« sagte Katja. »Nie und nimmer!« Sie schüttelte heftig den Kopf, um ihre Worte zu bekräftigen, und in ihrer Stimme lag dabei eine Entschlossenheit, wie sie ihre Schwester selten zuvor bei ihr vernommen hatte. Vielleicht noch nie. »Ich würde niemals die Hand gegen den Prinzen erheben!«

Skeven wollte etwas sagen, aber Nadja brachte ihn mit einem raschen, zornigen Blick zum Verstummen, ehe sie sich wieder zu ihrer Schwester herumdrehte und mit einem zuckersüßen Lächeln antwortete: »Aber das sollst du doch auch gar nicht, Dummchen. Du sollst doch nicht wirklich auf ihn schießen, sondern nur so tun!«

*Das ist ja gerade das Problem*, dachte Skeven. Ihm war ganz und gar nicht wohl in seiner Haut, und er fühlte sich mit jedem Wort, das er hörte, unwohler. Er kannte Katja nicht besonders gut - und er legte auch keinen Wert darauf -, aber nach allem, was er bisher mit ihr erlebt hatte, würde es ihn nicht wundern, wenn sie den Prinzen genau ins Herz traf, gerade *weil* sie mit ihrer Waffe in die entgegengesetzte Richtung zielte. Aber er schwieg. Er hatte das Gefühl, daß ihm die ganze Geschichte schon längst über den Kopf gewachsen und es in Wahrheit mittlerweile Nadja war, die bestimmte was geschah, und nicht mehr er.

»Nur so tun?« fragte Katja. »Warum?«

Nadja seufzte. »Du mußt blind sein, Schwester«, sagte sie. »Ist dir nicht aufgefallen, wie der Prinz dieses Köhlermädchen angestarrt hat?«

»Er hatte nur noch Augen für sie«, bestätigte Katja, jetzt in eindeutig schmollendem Ton. »Ich habe doch gleich gesagt, daß es keinen Zweck hat. Er wird mich niemals heiraten.«

»Das wird er, keine Angst«, sagte Nadja rasch. »Nur müssen wir dafür sorgen, daß er dieses dumme Ding möglichst schnell vergißt. Und gibt es einen besseren Weg dazu, als den, ihn glauben zu machen, daß sie ihn töten wollte?«

Katja starrte sie mit offenem Mund an. »Ach, du meinst...«

»Genau«, fiel ihr ihre Schwester ins Wort. Sie stand auf, trat direkt neben Katja und reichte ihr das in Papier eingeschlagene Falkenkostüm, das ihr der Gefängniswärter gebracht hatte.

»Aber ich sehe ihr doch nicht einmal ähnlich!« protestierte Katja.

»Das mußt du auch nicht«, behauptete Nadja. Sie deutete auf das Päckchen. »Zieh dieses Kostüm an. Später bringe ich dir noch eine Perücke, die die gleiche Farbe hat wie Ellas Haar. Das wird genügen. Du wirst ihm nicht nahe genug kommen, daß er den Unterschied merkt.«

»Du meinst, ich... ich soll nur so *tun*, als wäre ich Ella - die versucht, ihn zu erschießen?« vergewisserte sich Katja.

Ihre Schwester verdrehte die Augen. »Du hast es erfaßt, Schwesterherz. Du schießt einfach einen Pfeil in die Decke, mehr nicht.«

»Oh...« Katja überlegte einen Moment. »Aber was, wenn eine der Wachen mich bemerkt?«

»Das wird sogar ganz bestimmt geschehen«, antwortete Nadja. »Ich habe zwei Männer, die mein Vertrauen genießen, genau dort postiert, wo du auftauchen wirst. Sie werden dich - beziehungsweise Ella - vor aller Augen verhaften und wegbringen. Später, wenn der Prinz nach Ella sucht, werden sie aussagen, daß das Mädchen ihnen entwischt ist. Es kann gar nichts passieren. Vertrau' mir doch einfach...« Der letzte Satz klang wie ein Stoßseufzer.

Trotzdem hätte Katja mit Sicherheit erneut widersprochen, hätte es nicht in diesem Moment an der Tür geklopft, und Graf Desny wäre hereingekommen. Obwohl er nicht in seiner vertrauten Umgebung war, bewegte er sich so sicher und schnell, als könnte er sehen. Er wirkte verärgert und zugleich sehr aufgereggt.

»Nadja! Katja! Wieso seid ihr noch hier? Ich mußte eigens noch einmal zurückkommen, um euch zu suchen. Die Nacht ist fast vorbei, und...« Er stockte, legte wie lauschend den Kopf schräg und sah schließlich in Skevens Richtung. Der Blick seiner erloschenen Augen richtete sich mit beunruhigender Sicherheit direkt auf das Gesicht des Kanzlers.

»Ist noch jemand hier?« fragte er.

Skeven wollte antworten, aber Nadja schüttelte rasch den Kopf und sagte mit erhobener Stimme. »Nur eine Zofe. Was gibt es denn noch, Vater? Katja und ich werden bald nach Hause kommen.«

»Ich vermisse Ella«, antwortete der Graf, stockend und noch immer in Skevens Richtung blickend. »Habt ihr sie gesehen?«

»Ella?« Nadja wirkte ein bißchen überrascht. Offensichtlich hatte der Graf noch gar nicht gehört, was am Abend vorgefallen war. Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Sie ist nicht da. Und woher sollten wir wissen, wo sie wieder steckt? Du hast sie ja so verzogen, daß sie mittlerweile kommt und geht, wie es ihr gerade gefällt!«

Der aggressive Ton zeigte Wirkung. Der Graf löste seinen Blick endlich von Skeven und sah in die Richtung, aus der die Stimme seiner Tochter erklang. Nadja gab ihm jedoch ganz bewußt keine Gelegenheit, irgend etwas zu sagen, sondern stand geräuschvoll auf und ergriff ihre Schwester am Arm.

»Katja kann dich nach Hause begleiten«, sagte sie. »Ich habe noch eine Verabredung hier im Palast.«

»Um diese Zeit?« antwortete ihr Vater. »Du lügst!«

»Also wirklich, Vater!« sagte Katja. »Niemand würde dich anlügen. Und schon gar nicht Nadja!«

»Alle lügen!« behauptete der Graf. »Alle lügen mich an. Alle außer Ella! Hätte ich doch mein Augenlicht wieder, und wäre ich nur ein paar Jahre jünger!«

»Du solltest jetzt wirklich nach Hause gehen«, sagte Nadja. Sie warf Skeven einen fast beschwörenden Blick zu, ja weiter zu schweigen, und zwang sich zu einem etwas versöhnlicherem Ton, als sie fortfuhr: »Sicher wird sich alles aufklären. Wahrscheinlich wird sie schon zuhause sein, wenn ihr dort ankommt. Und wenn nicht, dann kommt sie sicher bald. Das Fest war sehr anstrengend, weißt du? Gerade für sie. Geht jetzt.«

Sie gab ihrer Schwester einen verstohlenen Wink, woraufhin diese den Grafen mit schon etwas mehr als sanfter Gewalt am Arm ergriff und aus dem Zimmer führte. Bevor sie die Tür hinter sich schloß, murmelte der blinde Mann noch einmal: »Alle lügen mich an.«

Skeven atmete hörbar auf, als sie wieder allein waren. Aber seine Stimme klang weiter besorgt. »Ich fürchte, er hat nicht einmal Unrecht.«

»Und?« fragte Nadja kalt.

»Ihr solltet Euren Vater nicht unterschätzen, meine Liebe«, sagte Skeven. »Er mag blind und alt sein, aber er ist weder dumm noch feige. Noch vor ein paar Jahren hat er mir ziemlich übel zugesetzt.«

»Ich weiß«, antwortete Nadja. Ihr Blick wurde durchdringend. »Aber dann hat es ein gütiges Schicksal ja gefügt, daß er... sagen wir: aus dem Spiel genommen wurde.«

»Niemand hat den Tod Eurer Mutter und das schreckliche Schicksal Eures Vaters mehr bedauert als ich!« behauptete Skeven mit gespielter Empörung. »Euer Vater und ich waren nie Freunde, aber ich respektiere auch meine Feinde!«

»Sofern Ihr sie nicht umbringt, ich weiß«, versetzte Nadja spöttisch. Skeven wollte auffahren, aber Nadja machte eine entschlossene Handbewegung und wechselte das Thema.

»Ihr habt über unser Gespräch von gestern abend nachgedacht, nehme ich an?«

Skeven hatte in der Tat Mühe, dem plötzlichen Gedankensprung zu folgen. Die Energie, die Nadja mit einem Male entwickelte, erschreckte ihn; und sie ließ ihn sich immer mehr fragen, ob er dieses Mädchen bisher vielleicht vollkommen unterschätzt hatte. Aber dann nickte er. »Die Änderung des Heiratsgesetzes?«

Nadja nickte.

»Ich... muß noch einige Fragen klären, aber ich denke, es wird kein allzu großes Problem. Sobald der Prinz verheiratet ist, werde ich das Gesetz dementsprechend ändern, daß es eine Scheidung von Eurer Schwester unmöglich macht. Aber wir müssen vorsichtig zu Werke gehen. Er darf es nicht bemerken, ehe es nicht zu spät ist. Und - «

Die Tür wurde unsanft aufgerissen, und ein Soldat in der Uniform der Palastgarde stürmte herein. Skeven fuhr auf dem Absatz herum und setzte dazu an, den Burschen wegen seiner Unverschämtheit anzuschreien; aber dann besah er ihn sich genauer, und aus seiner jähzornigen Wut wurde Überraschung und gleich darauf Schrecken.

Der Mann war vollkommen außer Atem. Obwohl seine Kleider zum Teil noch mit Schnee bedeckt waren, war er verschwitzt und sichtlich am Ende seiner Kräfte.

»Um Gottes willen!« sagte Skeven. »Was ist passiert?«

»Der Prinz... verlangt Euch zu sprechen«, antwortete der Soldat schweratmend.

»Ist ihm etwas zugestoßen?« fragte Skeven, aber der Mann schüttelte hastig den Kopf. Er mußte ein paarmal tief ein- und wieder ausatmen, ehe es ihm gelang, weiterzusprechen. »Nein. Wir haben ihn im Wald getroffen. Ihm ist nichts geschehen. Aber er verlangt nach Euch. Sofort.«

Irgend etwas *war* geschehen, das begriff Skeven trotz der gegenteiligen Versicherung des Soldaten. Aber er würde vermutlich sehr viel schneller erfahren, was passiert war, wenn er der Aufforderung des Mannes nachkam, statt weiter auf ihn einzureden. Rasch drehte er sich zu Nadja herum und sagte: »Ich erwarte Euch und Euren Vater dann heute abend beim Bankett, wie besprochen. Und nun entschuldigt mich bitte - Ihr sehr es ja selbst: Mich rufen dringende Staatsgeschäfte.«

Nadja blickte abwechselnd ihn und den Soldaten vollkommen verwirrt an, aber Skeven gab ihr keine Gelegenheit, irgendeine Frage zu stellen, sondern forderte den Mann auf, voranzugehen, und folgte ihm mit schnellen Schritten. Während sie die Treppe zu den Gemächern des Prinzen hinaufeilten, fragte er sich immer erschrockener, was dort draußen im Wald vorgefallen sein mochte. War dem Prinzen etwas zugestoßen? Unvorstellbar!

Skeven wunderte sich selbst über seine Gedanken. In den letzten Jahren hatte er sich im Grunde mit nichts anderem beschäftigt, als die Position Prinz Hendricks zu schwächen und seine eigene Macht - und damit seinen Reichtum - zu mehren. Trotzdem wäre er niemals auf die Idee gekommen, dem Prinzen nach dem Leben zu trachten. Er war ein Intrigant, vielleicht ein Betrüger, aber kein Mörder. Vielleicht kam auch daher das schlechte Gefühl, das er bei dem Gedanken an Nadjas Plan hatte. Sie hatten zwar nicht vor, dem Prinzen

tatsächlich etwas anzutun, doch allein die *Idee*, die hinter Nadjas perfidem Plan stand, gefiel ihm nicht.

Sie erreichten die Gemächer des Prinzen, und kaum war Skeven durch die Tür getreten, da vergaß er schlagartig jeden Gedanken an Nadja, das Köhlermädchen und ihren Plan, denn was er sah, versetzte ihm einen regelrechten Schock:

Prinz Hendrick saß, durchnäßt, erschöpft und in vollkommen durchweichenden Kleidern, aber trotzdem sichtlich *unverletzt* hinter seinem Schreibtisch und musterte mit finsternen Blicken die Gestalt, die vor ihm stand. Es war niemand anderes als Baron Mercant. Er wirkte übernächtigt, mit zerzaustem Haar und nur halb angekleidet, zugleich aber auch überaus zornig. Rechts und links von ihm standen zwei weitere Männer der Palastwache, die sich in kaum besserem Zustand befanden als der Gardist, der Skeven abgeholt hatte, und schließlich war da noch Kraftstein, der an der Wand neben dem Kamin stand und abwechselnd Mercant und Skeven mit finsternen Blicken maß.

»Ah, Kanzler Skeven! Gut, daß Ihr kommt!« Mercant fuhr herum und wollte auf ihn zugehen, wurde aber von einem der Soldaten mit einer groben Bewegung daran gehindert.

Skeven riß ungläubig die Augen auf. »Was geht hier vor?« fragte er scharf.

»Dasselbe möchte ich auch wissen!« sagte Mercant. »Diese Behandlung ist empörend! Pflügt Ihr in diesem Lande so mit Euren Gästen umzugehen?«

»Ich... bin sicher, es wird sich alles gleich aufklären«, sagte Skeven vollkommen verwirrt. Mercant war nicht als Gast hier, sondern eindeutig als *Gefangener*. Warum? Was war geschehen?

Mit einer verstörten Geste wandte er sich an Prinz Hendrick. »Hoheit? Ich verstehe nicht - «

»Oh, das werdet Ihr gleich«, unterbrach ihn Hendrick. »Kraftstein.«

Kraftstein löste sich von seinem Platz am Kamin. Sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich noch mehr, als er an Mercant vorbeiging und neben dem Sessel des Prinzen stehenblieb.

»Bitte, Hoheit«, sagte Skeven, noch immer mühsam um seine Fassung ringend. »Was ist denn nur geschehen?«

»Das will ich Euch gerne erklären«, sagte Prinz Hendrick. »Ich habe das Mädchen leider nicht gefunden, aber auf dem Weg zu ihrem Haus traf ich auf Kraftstein und seine Männer.«

»Auf dem Weg dorthin?« wiederholte Skeven überrascht. »Was hattet Ihr dort zu suchen, Oberst? Noch dazu mitten in der Nacht und ohne daß ich es Euch befohlen habe?«

»Erzählt es ihm«, sagte Hendrick.

Kraftstein gehorchte. Er berichtete von dem Bauern, der während des Festes gekommen war, seinem Entschluß, selbst nach dem Rechten zu sehen, und schließlich von dem, was er auf dem Bauernhof erlebt hatte. Sehr ruhig, ohne irgendeine Emotion in der Stimme, aber auch so entschlossen und detailliert, daß Skeven es nicht einmal wagte, ihn zu unterbrechen. Nachdem er die ersten Sätze gehört hatte, wollte er es auch gar nicht. Mit wachsender Fassungslosigkeit hörte er zu, was Kraftstein und seine Männer zu erzählen hatten.

»Aber das ist...«

»Unsinn!« mischte sich Mercant ein. »Das kann nie und nimmer stimmen!«

»Wollt Ihr behaupten, daß ich lüge?« fragte Kraftstein lächelnd.

Mercant setzte zu einer scharfen Antwort an, besann sich aber dann im letzten Augenblick eines Besseren und preßte nur die Lippen aufeinander.

»Das alles muß ein Mißverständnis sein«, sagte Skeven lahm. »Ich... ich bin sicher, es klärt sich alles auf. Das stimmt doch, oder?«

Die Frage galt Mercant, der ihn einen Herzschlag lang fast verächtlich ansah, sich dann aber straffte und ein Lächeln auf seine Züge zwang. »Selbstverständlich«, sagte er. Schließlich wandte er sich direkt an Kraftstein.

»Bitte verzeiht meinen Ausbruch, Oberst«, sagte er. »Ich wollte Euch nicht beleidigen. Es war nur so, daß ich erschrocken war.«

»Daß man Euch auf die Schliche gekommen ist?« fragte Kraftstein kühl.

»Daß meine Männer so über die Stränge geschlagen haben«, erwiderte Mercant. »Ich bin entsetzt, das müßt Ihr mir glauben. Und selbstverständlich wird der Bauer vollkommen entschädigt. Gleich morgen werde ich dafür sorgen, daß er eine entsprechende Summe ausgehändigt bekommt.«

»Das ist überaus großzügig«, sagte Kraftstein spöttisch. »Erwartet Ihr vielleicht noch mehr Männer, die zu essen haben wollen?«

Mercant übergang diese spitze Bemerkung. »Ich muß gestehen, daß mich auch ein Teil der Schuld trifft«, fuhr er fort, aalglatt und nun wieder direkt an den Prinzen gewandt. »In der Tat ist es nicht das erste Mal, daß sich der Kommandeur meiner Leibwache... sagen wir: danebenbenimmt. Ich habe ihn bereits mehrmals verwarnt, aber nun wird er die Konsequenzen seines Handelns zu spüren bekommen. Ich lasse ihn morgen mittag hier auf dem Marktplatz auspeitschen.«

»Es ist in unserem Lande nicht üblich, Menschen auspeitschen zu lassen«, antwortete Prinz Hendrick verärgert. »Und Ihr müßt Euch auch die Frage stellen lassen, wieso Ihr einen solchen Mann hierherbringt - wenn Ihr wußtet, wie er ist?«

»Ich sagte bereits, es tut mir leid«, versicherte Mercant. Er verbeugte sich so tief, daß seine Stirn fast die Schreibtischplatte berührt hätte. »Ich werde den Mann entlassen. Und ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß sich ein solcher Vorfall nicht wiederholen wird.«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte Hendrick. »Weil Ihr nämlich abreisen werdet, Baron. Noch morgen. Ihr könnt den Hauptmann Eurer Wache gerne entlassen, aber wenn, dann tut es, wenn Ihr wieder an Bord Eures Schiffes seid.«

»Aber Hoheit - «

»Es ist spät«, sagte Hendrick kühl. »Und ich bin müde.« Er gab den beiden Soldaten hinter Mercant einen Wink. »Begleitet unseren *Gast* zu seinen Gemächern. Und achtet darauf, daß er auch dort bleibt und ihn niemand belästigt.«

Mercant wurde blaß. Er war klug genug, nicht mehr zu widersprechen, sondern sich wortlos herumzudrehen und den beiden Männern

zu folgen. Aber im Hinausgehen warf er Skeven einen Blick zu, der einen Eisberg zum Schmelzen gebracht hätte.

»Nun zu Euch, Kanzler«, fuhr der Prinz fort, nachdem Mercant und seine beiden Begleiter gegangen waren. »Ich beginne mich zu fragen, ob Ihr tatsächlich der richtige Mann auf Eurem Posten seid, wenn Ihr mir einen solchen... *Geschäftspartner* vermittelt.«

Skeven spürte selbst, wie alle Farbe aus seinem Gesicht wich. Unsicher sah er abwechselnd den Prinzen und Kraftstein an, der noch immer mit unbewegtem Gesicht neben Hendricks Stuhl stand und ihn anstarrte.

»Aber Hoheit, ich versichere Euch - «

»Nun«, unterbrach ihn Hendrick, »darüber nachzudenken ist später noch hinlänglich Zeit. Vorerst werdet Ihr gleich morgen früh eine zweite Proklamation verlesen lassen, in der der Verkauf des Waldes für null und nichtig erklärt wird.«

»Wie bitte?« keuchte Skeven.

»Ihr habt mich verstanden«, sagte Prinz Hendrick, nun schon wieder mit einer leisen Spur von Ungeduld in der Stimme. »Aber ich kann es auch deutlicher ausdrücken, wenn es sein muß: Ihr könnt Eure Verkaufsurkunde nehmen und in Stücke reißen.«

»Aber Hoheit! Das... das geht nicht! Eine Million Gulden in Gold - und mein Wort!«

Prinz Hendrick setzte zu einer scharfen Antwort an, hob aber dann statt dessen nur die Hand und gab Kraftstein einen Wink. »Ich brauche Euch nicht mehr, Oberst«, sagte er. »Habt noch einmal vielen Dank für alles. Ihr müßt müde sein, nach dem, was Ihr durchgemacht habt. Zieht Euch ruhig zurück.«

Kraftstein gehorchte wortlos, doch auch er ging nicht an Skeven vorbei, ohne in noch einmal durchdringend anzusehen. Was Skeven in seinem Blick las, war eindeutig *Schadenfreude*, und eine Erleichterung, die er nicht verstand.

»Also gut.« Hendrick stand auf, kaum daß Kraftstein die Tür hinter sich geschlossen hatte. »Dann unter uns, und *ganz deutlich*. In meinem Land wird sich in Zukunft eine Menge ändern. Es war ein langer Ritt, Kanzler, und ich hatte viel Zeit, über manches nachzudenken. «

»Hoheit?« fragte Skeven. Er hatte plötzlich ein sehr, sehr ungutes Gefühl.

»Ich habe eine Menge von diesem Mädchen erfahren«, antwortete der Prinz. »Doch sagt: Ihr habt sie selbstverständlich bisher nicht finden können?«

»Nein«, sagte Skeven.

»Seltsam, daß mich das nicht überrascht«, sagte Hendrick. »Aber dazu später. Wir haben eine Menge Arbeit vor uns, Kanzler. Es gibt viele neue Gesetze zu erlassen und viele alte zu überdenken. Wir müssen aufhören, Raubbau an der Natur zu treiben, und wir müssen vor allem aufhören, den Wald zu zerstören. Er allein ist es, dem wir unseren Wohlstand zu verdanken haben. Er ernährt zahllose Menschen, Kanzler. Wir werden ihn also nicht verkaufen.«

»Der Baron hat mein Wort«, sagte Skeven. Seine Gedanken überschlugen sich. Auch er war wenig begeistert von dem, was er von Kraftstein erfahren hatte, doch anders als der Prinz wußte er auch, was auf dem Spiel stand. Vor allem für ihn. Im Grunde *nur* für ihn.

»Das ist bedauerlich, aber nicht zu ändern«, erwiderte der Prinz.

Skeven seufzte. »Dann laßt Ihr mir keine andere Wahl«, sagte er. Hendrick sah ihn fragend an, doch Skeven antwortete nicht laut, sondern trat dichter an seinen Tisch heran, streifte die Amtskette mit seinem Siegel über den Kopf und legte sie zwischen sich und den Prinzen.

»Was soll das heißen?« fragte Hendrick. Er wirkte überrascht, aber nun auch wieder ein wenig unsicher.

»Ich trete zurück«, antwortete Skeven. »Mein Wort ist alles, was ich habe. Ich habe weder die Autorität eines Thrones wie Ihr noch Soldaten wie Kraftstein. Ein Kanzler besteht nur aus seinem Wort. Wenn er es bricht, ist er wertlos. Ich danke hiermit ab.«

»Gut«, sagte Hendrick.

Skevens Augen wurden groß. »Gut?«

»Wenn es Euer Wunsch ist«, antwortete Hendrick. »Ich kann Euch nicht zwingen, weiter in meinen Diensten zu bleiben.«

»Gut?« wiederholte Skeven noch einmal. »Das... das ist alles? Der Dank für zwanzig Jahre treue Dienste: *Gut*? Das könnt Ihr nicht im Ernst meinen.«

Prinz Hendrick hielt seinem Blick stand, aber etwas in seinen Augen begann sich zu verändern, und Skeven spürte ganz instinktiv die Chance, die er plötzlich wieder hatte. Die vollkommen unerwartete Kraft, die den Prinzen für einige Momente erfüllt hatte, begann wieder zu erlöschen. In bitterem, aber nicht vorwurfsvollem Ton fuhr er fort: »Ich hätte es besser wissen sollen. Ich Narr! Vertraue niemals einem Prinzen.«

Er wartete, daß Hendrick darauf antwortete. Als er es nicht tat, trat er rücklings einige Schritte vom Tisch zurück und fuhr fort: »Gleichwie - Ihr werdet Euer Reich in gutem Zustand vorfinden. Es dürfte Euch nicht schwerfallen, einen Nachfolger für mich zu finden, zumal der Rat im Moment nur mit einem einzigen Thema beschäftigt ist: ein neues Gesetz über Maße und Gewichte. Aber vermutlich versteht Ihr von diesen Feinheiten mehr als ich selbst.«

»Nicht unbedingt«, antwortete der Prinz verwirrt. »Was soll das?«

»Oh, nichts, nichts«, sagte Skeven hastig. »In der Außenpolitik gibt es natürlich noch diesen alten Grenzstreit. Ich nehme an, Euer Vater hat Euch vor seinem Tode darüber unterrichtet?«

»Grenzstreit?« fragte Hendrick. »Wovon redet Ihr?«

»Nun, von dem uralten Zwist mit unseren Nachbarn«, sagte Skeven. »Ihr wißt doch darüber Bescheid?«

»Nein«, sagte Hendrick. »Wovon redet Ihr?«

Skeven seufzte. »Es ist eine uralte Geschichte. Ein dummer Streit um einen Streifen Wald, der so unwegsam ist, daß ihn ohnehin niemand betreten kann. Aber unsere Nachbarn sind dafür bekannt, aus wichtigen Gründen gerne schon einmal einen Krieg vom Zaum zu brechen...«

»Krieg?« keuchte Hendrick.

»Es ist mir bisher gelungen, das Schlimmste zu vermeiden«, sagte Skeven. »Fragt mich nicht, wie... Jahre der Erfahrung, nehme ich an. Politisches Gespür...«

»Krieg?« fragte der Prinz noch einmal. »Aber das... das darf nicht geschehen. Wir... können keinen Krieg führen. Wir haben kein Heer!«

»Und kein Geld, eines auszuheben«, bestätigte Skeven. »Aber macht Euch keine Sorgen. Es wird schon gutgehen. Auch wenn die Lage an der Grenze einem Pulverfaß gleicht. Eine falsche Bewegung, und...«

»Moment«, unterbrach ihn Hendrick. Er wirkte nun wieder ganz so, wie Skeven ihn kannte: vollkommen weltfremd und ziemlich erschrocken von dem, was er hörte. Was ja auch kein Wunder war. Nicht ein Wort von dem, was Skeven ihm erzählte, war wahr. »Ihr wollt mir erzählen, daß wir seit Jahren am Rande eines Krieges mit unsren Nachbarn stehen, und ich nicht einmal etwas davon *weiß*?«

Skeven schwieg einen Moment. »Darf ich... ganz offen reden?« fragte er schließlich.

»Sicher.«

»Ihr wißt, daß man Euch im Volke den träumenden Prinzen nennt?«

Hendrick zögerte. Aber dann lachte er. »Nein. Doch was ist schlimm daran?«

»Nichts«, erwiderte Skeven. »Außer vielleicht, daß Ihr Euch nie um Politik gekümmert habt. Sie hat Euch nie interessiert. Und so habe ich versucht, Euch die unangenehmen Dinge fernzuhalten. Bisher ist es mir stets gelungen, aber nun...« Er breitete in einer bedauernden Geste die Hände aus. »Doch nun...«

»Ihr wollt mich... erschrecken«, sagte der Prinz, stockend und in einem Ton, der klar machte, daß Skevens Absicht bereits gelungen war.

»Keineswegs«, antwortete Skeven. »Ich kläre Euch nur über die momentane Lage auf, wie es meine Pflicht ist, wenn ich meinen Abschied nehme.«

»Dann nehmt Ihr ihn eben nicht«, sagte Hendrick, doch Skeven schüttelte wieder bedauernd den Kopf.

»Ich fürchte, das werde ich müssen«, sagte er. »Wenn Ihr darauf besteht, den Kaufvertrag rückgängig zu machen.«

»Wollt Ihr mich unter Druck setzen?«

»So etwas käme mir nie in den Sinn«, behauptete Skeven. »Es ist nur so, daß Ihr Euch anscheinend nicht über die Bedeutung dieses Vertrages im klaren seid, Hoheit. Unsere Nachbarn beobachten uns sehr genau. Meine gesamte politische Reputation hängt an diesem Vertrag. Ich stehe im Wort. Wenn ich es nicht halte, bin ich für Euch wertlos. Es ist eine Frage der Integrität.«

Hendrick blickte ihn aus schreckgeweiteten Augen an. Skeven konnte regelrecht sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. »Wir... wir können den Wald nicht verkaufen«, sagte er schließlich. »Ihr habt gehört, was Kraftstein erzählt hat. Das Schicksal zu vieler Menschen hängt vom Eichenwald ab. Nicht nur meines und Eures. Was nutzt uns ein Reich, wenn unsere Untertanen aus ihren Häusern und von ihren Höfen vertrieben werden?«

»Ich bitte Euch, Hoheit«, sagte Skeven. »Ihr habt den Baron gehört. Es war ein einmaliger Übergriff, der sich nicht wiederholen wird.« Er schüttelte den Kopf. »Bedenkt doch bitte: Warum glaubt Ihr wohl, will Mercant den Wald kaufen? Um Geld zu verdienen, aus keinem anderen Grund! Nehmt zum Beispiel diese Köhler, an denen Euch so viel zu liegen scheint - ich weiß, daß der Baron die Absicht hat, die Produktion an Holzkohle zu vervierfachen!« Er hob die Stimme, so daß sie fast verzweifelt klang. »Er wird diese Leute nicht vertreiben, Hoheit! Er wird sie *anflehen*, dazubleiben und für ihn zu arbeiten!«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben«, sagte Prinz Hendrick, nun wieder so unentschlossen wie eh und je.

»Aber es ist so«, versicherte Skeven. »Bitte, überlegt es Euch noch einmal, wenigstens bis morgen abend. Meine Leute suchen fieberhaft nach dem Mädchen. Vielleicht haben sie sie bis dahin ja gefunden. Sie kann Euch dann selbst sagen, wie sie darüber denkt.«

»Also glaubt Ihr nicht mehr, daß sie mich... *ermorden* wollte?« fragte Prinz Hendrick.

»Nein«, antwortete Skeven. »Ich habe mich wohl getäuscht.« Er schwieg einen Moment, griff dann zögernd nach seiner Amtskette und nahm sie in die Hand.

Hendrick folgte der Bewegung. »Legt sie nur wieder an, Kanzler«, sagte er. »Vielleicht war ich auch ein wenig erregt. Es tut mir leid.«

»Ich bitte Euch, Hoheit«, sagte Skeven gönnerhaft. »Dazu sind Freunde schließlich da. Und wir hatten alle einen aufregenden Tag.«

Hendrick lächelte, und Skeven streifte die Amtskette langsam wieder über. *Der nächste Tag*, dachte er, *würde mit Sicherheit noch aufregender werden.*

Wenn auch in ganz anderer Hinsicht, als Hendrick in diesem Moment bereits ahnte.

Suschen hatte wie alle anderen, geschlafen, aber sie wachte als erste wieder auf, gestört von einem Geräusch, das von außen in ihre Träume drang.

Ihr allererster Blick galt dem Fenster, und dem winzigen Ausschnitt des Himmels, der darüber zu sehen war. Da sie alle die ganze Nacht über vor Aufregung und Kälte keine Ruhe gefunden hatten, war sie erst gegen Morgen in einen unruhigen, von Alpträumen und Furcht heimgesuchten Schlummer gesunken; jetzt begann es draußen bereits wieder zu dämmern. Das war das erste, was ihr auffiel.

Das zweite war, daß Ella nicht mehr da war.

Suschen war mit dem Kopf an ihrer Schulter eingeschlafen, doch jetzt lag ihre Schläfe auf dem harten Steinboden. Wo Ella gewesen war, lag nur noch eine einzelne Falkenfeder, die wahrscheinlich von ihrem Kostüm gefallen war, ehe sie es auszog.

Suschen setzte sich mit einem Ruck auf und sah sich erschrocken um. Sie waren allein: Kurt, Hans, Lisl und sie. Ella war verschwunden.

Ihre hastige Bewegung weckte auch die anderen. Natürlich fiel Ellas Verschwinden sofort auf, und für einen Moment redeten alle wild durcheinander. Es war völlig unmöglich, daß Ella einfach aufgestanden und weggegangen sein sollte, ohne daß einer von ihnen wach wurde. Und sie hätte sich bestimmt auch nicht so ohne weiteres von ihnen trennen lassen.

»Wo... wo ist sie denn nur?« murmelte Lisl. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Das... das kann doch gar nicht sein. Sie hat versprochen, uns nicht allein zu lassen!«

»Und sie wird ihr Versprechen auch halten!« antwortete Suschen impulsiv.

»Und wie?« fragte Kurt. »Sie ist nicht hier!«

Ein weiterer, dumpfer Laut, der durch die Tür drang, entthob Suschen der unangenehmen Pflicht, auf eine Frage antworten zu müssen, auf die sie nicht antworten *konnte*.

Es war das gleiche, polternde Geräusch, das sich gerade in ihre Träume gedrängt und sie geweckt hatte, und jetzt identifizierte sie auch eindeutig die Richtung, aus der das Geräusch kam: von draußen. Es waren Laute wie von einem Kampf; ein lang anhaltendes Poltern und Krachen, und dazwischen immer wieder eine zornige Stimme, die etwas schrie.

»Was ist das?« fragte Lisl erschrocken.

»Still!« Suschen machte eine hastige Handbewegung und schloß die Augen, um besser lauschen zu können. Irgend etwas ging dort draußen vor. Unter dem Lärm und den Schreien klang ein sonderbarer Laut, der Suschen einen eisigen Schauer über den Rücken jagte, zugleich aber auch seltsam vertraut erschien. Es war wie...

... das Schreien eines Vogels. Eines sehr großen, sehr zornigen Vogels.

»Grauschwinge?« murmelte Lisl. Und dann noch einmal: »Das ist Grauschwinge! Ich erkenne genau ihre Stimme!«

Die Behauptung erschien Suschen geradezu absurd. Wie sollte der Falke hierher kommen - und noch dazu auf die andere Seite der Tür.

Aber gleichzeitig wußte sie, daß Lisl recht hatte. Auch sie erkannte die Stimme des großen Raubvogels jetzt ganz zweifelsfrei wieder. Es war Grauschwings Kampfschrei, den sie schon das eine oder andere Mal gehört hatte, wenn der Raubvogel einen Hasen schlug oder sein Revier gegen einen Eindringling verteidigte. Verblüfft sah Suschen auf die Feder hinab, die dort gelegen hatte, wo eigentlich Ella sein sollte. Dann blickte sie wieder zur Tür.

Irgend etwas flog mit einem so gewaltigen Poltern gegen das Holz, daß die gesamte Tür in ihrem Rahmen erzitterte und die kleine Klappe aufflog, durch die das Essen gereicht wurde und der Wächter hineinsehen konnte. Für einen ganz kurzen Moment hatten Suschen und die anderen einen flüchtigen Eindruck von Bewegung, wirbelnden Armen, einem schmutzigen, blutüberströmten Gesicht mit weit aufgerissenen Augen und grauen, peitschenden Schwingen, blitz-

den Krallen und einem hackenden Schnabel, dann taumelte der Wächter weiter, und seine Schreie wurden leiser. Einen Moment später hörten sie einen dumpfen Aufprall, und nur wenige Augenblicke später wurde der Schlüssel im Schloß gedreht, und die Tür schwang auf.

»Ella!« rief Suschen ungläubig aus.

Es war Ella - wenn auch eine Ella, wie sie keines der Kinder jemals zuvor gesehen hatte. Sie trug noch immer das graue Kleid aus Sackleinen, aber ihr Haar hing in Strähnen herunter, ihr Atem ging schnell und schwer, und ihr Gesicht war vor Anstrengung gerötet und so voller Zorn und Entschlossenheit, daß Suschen beinahe vor ihr erschrak.

»Aber wie... wie kommst du denn - «

»Nicht jetzt«, unterbrach sie Ella hastig. »Schnell! Kommt raus!«

Die vier Kinder sprangen hastig hoch und rannten aus der Zelle. Suschen fuhr erschrocken zusammen, als sie den fetten Wächter gewahrte, der nur wenige Schritte entfernt auf den Knien hockte und die Arme angstvoll über dem Kopf zusammengeschlagen hatte. Seine Hände und sein Gesicht bluteten, und er wimmerte vor Angst. »Was ist mit ihm?« fragte sie.

»Nichts«, antwortete Ella. »Er hat ein paar Kratzer, mehr nicht. Grauschwinge würde nie jemanden ernsthaft verletzen. Schnell jetzt, ehe er wieder zu sich kommt.«

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen. Suschen verstand noch immer nicht, wie es Ella gelungen war, aus der verschlossenen Zelle zu entkommen, aber jetzt war wohl wirklich nicht der richtige Moment, *danach* zu fragen. Dicht hinter Ella stürmte sie den Korridor entlang, erreichten die zweite, verschlossene Tür an seinem Ende und stellte beinahe ohne Überraschung fest, daß Ella auch für diese den passenden Schlüssel besaß.

»Ihr müßt weg!« sagte Ella, während sie, immer zwei oder auch drei Stufen auf einmal nehmend, die gemauerte Wendeltreppe hinunterrannten. »Fragt mich jetzt nicht, woher ich es weiß, aber unserer Familie droht große Gefahr. Ihr müßt sofort nach Hause laufen und

Großvater Marten und die anderen warnen. Aber meidet die bekannten Wege und macht um alle Fremden einen großen Bogen!«

»Und du?« fragte Suschen.

»Ich komme nach, sobald ich kann«, antwortete Ella. »Ich habe hier noch etwas zu erledigen.«

»Komm mit uns!« drängte Lisl. »Laß uns nicht allein!«

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht. Ella öffnete vorsichtig die Tür, die auf den Schloßhof hinausführte, und warf einen langen, prüfenden Blick ins Freie, ehe sie antwortete. »Wie gerne täte ich das. Aber ich muß hierbleiben. Vielleicht kann ich die Katastrophe doch noch verhindern.« Sie machte eine abwehrende Handbewegung. »Genug jetzt. Ich erkläre euch alles, wenn ich zurück bin. Ihr müßt jetzt los und Großvater Marten und die anderen warnen. Verlaßt das Haus und verbergt euch im Wald.«

»Im Wald?« Lisl riß ungläubig die Augen auf. »Aber dort gibt es wilde Tiere und - «

»Sie werden euch nichts tun«, unterbrach sie Ella. »Ganz bestimmt nicht. Geht jetzt. Ich schicke euch Grauschwinge, sobald die Gefahr vorüber ist.«

Es hätte eine getreuliche Wiederholung der Szene vom vergangenen Abend sein müssen: Das Orchester war wieder versammelt und stimmte seine Instrumente, das Büffet war wieder überreich gedeckt, und die meisten Edelleute und Würdenträger der Stadt waren wieder zusammengekommen und warteten in kleinen Gruppen oder auch allein dastehend, daß die Tür am oberen Ende der Treppe aufging, und der Prinz hereinkam, um das Fest offiziell zu eröffnen. Alles *hätte* so sein sollen wie gestern.

Aber das war es nicht.

Skeven hatte eine Weile versucht, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen und sich selbst zu belügen, aber es hatte nicht viel Sinn. Äußerlich schien alles perfekt. Er hatte Anweisung gegeben, alles genau so herzurichten wie gestern, und keiner der Gäste, die gestern gekommen waren, hatte es gewagt, seine neuerliche Einladung auszusprechen. Trotzdem: Die Musik klang zu schrill, das Essen er-

schien ihm lieblos arrangiert und fade, und auf den Gesichtern der meisten Anwesenden lag ein angespannter und allenfalls verwirrter, aber keineswegs erfreuter Ausdruck. Es brannten beinahe noch mehr Kerzen als gestern, und trotzdem schien das Licht trüber und alle Farben gedämpft. Er wußte, daß es nicht funktionieren würde.

Skeven sah dem Soldaten nach, der sich gerade unauffällig seinen Weg durch die Menge bis zu ihm gebahnt hatte, um ihm die Hiobsbotschaft zu überbringen, aber er empfand nicht einmal mehr Zorn. Tief in sich drinnen war er längst zu der Erkenntnis gelangt, daß sein Plan vermutlich von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen war. Er hätte es bei dem belassen sollen, was er in den Jahren seit dem Tod des alten Königs erreicht hatte, statt alles auf eine Karte zu setzen und nach der Macht zu greifen. Und er hätte vor allen Dingen nicht auf *Nadja* hören sollen.

Aber es war zu spät, um mit dem Schicksal zu hadern. Er hatte hoch gespielt und aller Wahrscheinlichkeit nach verloren. So einfach war das. Und so bitter.

»Nun, mein lieber Kanzler?« Die Stimme derer, über die er gerade nachgedacht hatte, drang beinahe unverschämt fröhlich in seine Gedanken. Skeven drehte sich betont langsam herum und sah Nadja auf eine Weise an, die sie zu verwirren schien; vielleicht auch erschreckte. Als sie weitersprach, klang ihre Stimme nunmehr *gezwungen* gelassen. »Ihr seht aus, als hättet Ihr Euch gerade einen Zahn ausgebissen? Was ist los? Noch wenige Augenblicke, und wir sind am Ziel.«

»So?« fragte Skeven.

Nadja nickte. Sie deutete mit einer Kopfbewegung nach links, dorthin, wo die beiden bestochenen Wachsoldaten standen. »Es ist alles vorbereitet. Sobald unser geliebter Prinz die Treppe hinunterkommt, können wir unseren Plan vollenden. Katja steht bereit.«

»Wie schön«, sagte Skeven tonlos. »Dann würde ich vorschlagen, daß Ihr hingehet und sie nach Hause schickt, meine Liebe.«

Nadja blinzelte irritiert. »Wieso?«

»Weil es vorbei ist«, antwortete Skeven.

»Vorbei? Was meint Ihr damit: *vorbei*?«

»Es kann nicht mehr funktionieren«, erwiderte Skeven.

»Es war von Anfang an Wahnsinn. Ich hätte mich nie darauf einlassen sollen!«

»Sprecht nicht in Rätself!« fauchte Nadja. Sie mußte an sich halten, um nicht zu schreien.

»Das Mädchen«, sagte Skeven. »Sie ist entkommen.«

Nadjas Augen weiteten sich vor Schrecken. Ihr Gesicht verlor alle Farbe. »Was... was soll das heißen?«

»Ella«, antwortete Skeven. »Sie und die anderen Kinder sind aus dem Gefängnis geflohen. Ich habe es gerade erfahren. Wir können unseren Plan nicht mehr ausführen.«

»Aber das... das ist doch unmöglich!« murmelte Nadja. Sie war zutiefst erschüttert. »Aus diesem Verlies ist noch nie jemand geflohen.«

»Jetzt schon«, erwiderte Skeven, mit einer Ruhe, die er mittlerweile selbst nicht mehr wirklich verstand. »Es ist vorbei, Nadja. Seht das ein. Sie sind wahrscheinlich schon auf dem halben Wege zu ihrer Familie.«

»Dann laßt sie verfolgen!« verlangte Nadja. »Sofort!«

»Ich wüßte nicht, von wem«, sagte Skeven leise. »Ich kann Kraftstein nicht mehr trauen und seinen Männern ebensowenig. Und wie sollte ich erklären, daß sie ein Mädchen verfolgen, das angeblich im gleichen Moment hier im Palast einen Anschlag auf den Prinzen verübt? Geht und ruft Eure Schwester zurück, ehe *wirklich* eine Katastrophe geschieht und *wir* uns am Ende im Gefängnis finden.«

Nadjas Gesicht schien zu versteinern. »Oh nein«, sagte sie. »So schnell gebe ich nicht auf. Nicht, wo wir so dicht vor dem Ziel sind.«

»Aber - «

»Sie ist auf dem Weg zu ihrer Familie, sagtet Ihr?« fuhr Nadja fort.

»Wohin sollte sie sonst gehen?« erwiderte Skeven.

»Dann haben wir noch eine Chance«, sagte Nadja grimmig. »Auch ohne Kraftsteins Soldaten. Ihr habt natürlich recht: Es wäre ein Fehler, ihm zu trauen. Erinnerst mich daran, daß wir einen neuen Kommandanten für die Palastwache suchen, sobald wir...« Sie verbesserte sich. »Sobald meine Schwester den Prinzen geheiratet hat.«

»Aber es ist - « begann Skeven. Er sprach allerdings nicht weiter, denn Nadja war auf dem Absatz herumgefahren und bahnte sich ei-

nen Weg durch die Menschenmenge, bis sie am Ehrentisch am unteren Ende der Treppe angelangt war. Skeven beobachtete mit wachsender Verwirrung, wie sie einige Worte mit ihrem Vater wechselte und sich dann an den Mann neben ihm wandte.

Er erkannte erst jetzt, daß es niemand anderes als Baron Mercant war.

Und im gleichen Moment begriff er auch, was Nadja vorhatte.

Ein eisiger Schrecken durchfuhr ihn. Hastig und so schnell, wie es gerade noch ging, ohne allzu großes Aufsehen zu erregen, bahnte auch er sich einen Weg durch die Menschenmenge, um Nadja und den Baron zu erreichen, doch er kam zu spät. Als er bei ihnen anlangte, hatte sich Mercant bereits von seinem Platz erhoben und entfernte sich mit schnellen Schritten. Skeven wollte ihm nacheilen, doch Nadja ergriff ihn mit einer raschen Bewegung am Arm und hielt ihn so fest, daß er sich schon gewaltsam hätte losreißen müssen.

»Laßt meinen Arm los!« zischte er. »Sofort.«

»Das werde ich ganz gewiß nicht tun, mein lieber Kanzler«, antwortete Nadja mit einem zuckersüßen Lächeln und einem Glitzern in den Augen, das dieses Lächeln ebenso Lügen strafte wie ihr freundlicher Ton.

Skevens Gedanken rasten. Er wußte, was Nadja mit dem Baron besprochen hatte; es gehörte wahrlich nicht viel Phantasie dazu, es sich vorzustellen. Und das *durfte* nicht geschehen.

»Laßt mich los«, verlangte er noch einmal - vielleicht ein wenig lauter, als gut war, denn einige der Gäste ringsum wandten die Köpfe und sahen ihn und Nadja stirnrunzelnd an. Und auch der blinde Graf, Nadjas Vater, blickte auf und legte den Kopf schräg.

»Sofort!« fügte Skeven hinzu - allerdings sehr viel lauter.

»Bitte beruhigt Euch doch wieder«, antwortete Nadja, ohne seinen Arm loszulassen. Sie stand im Gegenteil wieder auf und legte nun in einer vertraut wirkenden Geste auch den anderen Arm um seine Schulter. »Es ist alles in bester Ordnung. Baron Mercant wird sich um alles kümmern.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, antwortete Skeven. »Seine Krieger werden die Sache schnell und diskret erledigen, wie?«

»War es nicht Eure Idee, den Baron um Hilfe bei diesem kleinen... *Problem* zu bitten?« fragte Nadja.

»Nicht so!« erwiderte Skeven; wieder lauter, als vielleicht gut war, aber das war ihm mittlerweile gleichgültig. »Von Mord war niemals die Rede.«

»Aber wer redet denn davon?« fragte Nadja kopfschüttelnd. »Die Gefangenen sind aus dem Kerker geflohen und irgendwo in den Wäldern untergetaucht - war das nicht ohnehin die Version, auf die wir uns geeinigt haben? Dabei wird es bleiben.«

»Das werde ich verhindern!« sagte Skeven.

»Ach?« erkundigte sich Nadja. »Und wie? Ich meine... geht ruhig zum Prinzen und erzählt ihm die ganze Geschichte. Ich werde *meine* Geschichte erzählen. Wir werden sehen, wem man Glauben schenkt. Und...« Sie brach ab, ließ plötzlich seinen Arm los und wies nach links. Als Skevens Blick der Bewegung folgte, erkannte er Mercant, der mit schnellen Schritten und einem äußerst zufriedenen Ausdruck auf dem Gesicht zurückkehrte.

»Ich glaube, es gibt keinen Grund mehr für uns, zu streiten«, sagte Nadja. »Es ist ohnehin zu spät. Und da kommt auch schon der Prinz.«

Tatsächlich hatte sich die Tür am oberen Ende der Treppe geöffnet, und Prinz Hendrick kam mit eiligen Schritten die Stufen herab. Er trug einfache Kleidung, die dem festlichen Anlaß ganz und gar nicht angemessen war, und er sah auch nicht unbedingt so aus, als freue er sich auf ein weiteres Bankett, sondern machte im Gegenteil einen eher besorgten Eindruck.

Skeven sah nervös zu dem Vorhang, hinter dem Katja wartete. Nichts geschah. Der Prinz erreicht unbehelligt das Ende der Treppe und steuerte auf seinen Platz zu. Nadja hatte Anweisung, das vermeintliche Attentat genau in dem Moment auszuführen, in dem der Prinz auf seinem Stuhl Platz nahm - schon allein, weil er dann ein kleineres Ziel bot und sie ihn nicht ganz aus Versehen doch treffen konnte.

Der Prinz machte jedoch keine Anstalten, sich zu setzen, sondern steuerte zielsicher auf Skeven und Mercant zu. Seinem Gesichtsaus-

druck nach zu schließen, erfreute ihn der Anblick der beiden Männer keineswegs.

»Hoheit«, sagte Mercant mit einer angedeuteten Verbeugung.

Prinz Hendrick antwortete nur mir einem Kopfnicken darauf, dann wandte er sich übergangslos an Skeven. »Ich muß Euch sprechen, Kanzler«, sagte er. »Ich habe über unser Gespräch von gestern nacht nachgedacht. Um es kurz zu machen: Ich würde es begrüßen, wenn Ihr Euer Rücktrittsgesuch zurückzieht. Und was Euch angeht, Baron...« Er wandte sich in deutlich kühlerem Ton an Mercant. »... So stimme ich dem Verkauf des Waldes zu. Unter der Bedingung, daß Ihr mir Euer Wort als Ehrenmann gebt, daß sich ein Vorfall wie der von gestern abend nicht wiederholt.«

»Aber selbstverständlich, Hoheit«, sagte Mercant. »Ich habe bereits veranlaßt, daß der Schuldige bestraft und ein neuer Führer meiner Leibwache ernannt wird. Ich schwöre Euch bei meiner Ehre, daß es zu keinen Übergriffen mehr kommt.«

»Und niemand wird von seinem Land vertrieben?« vergewisserte sich Hendrick. »Jeder kann bleiben, wo er ist?«

»Selbstverständlich«, antwortete Mercant.

*Und warum auch nicht*, dachte Skeven. Dieses Versprechen fiel dem Baron leicht. Die Menschen würden von selbst gehen, wenn kein Wald mehr da war, in dem sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnten...

»Dann ist es gut«, sagte Prinz Hendrick. »Ihr habt den Kaufvertrag vorbereitet, Kanzler?«

»Selbstverständlich«, antwortete Skeven. Er blickte absichtlich nicht in Nadjas Richtung, aber er sah trotzdem aus den Augenwinkeln, wie ihre Augen triumphierend leuchteten. »Wenn Ihr so lange Platz nehmen wollt, Hoheit... ich lasse das Dokument sofort holen.«

Der Prinz drehte sich herum und ging zu seinem Stuhl. Skeven hielt den Atem an und widerstand nur noch mit äußerster Kraft dem Impuls, sich zu der geheimen Tür hinter dem Vorhang herumzudrehen, hinter dem Katja wartete. Der Prinz näherte sich seinem Platz, setzte sich - und der Vorhang wurde mit einem Ruck beiseite geschleudert, und Katja kam heraus, gekleidet in Ellas Falkenkostüm und mit einer

roten Perücke auf dem Kopf. Allerdings ohne Armbrust oder irgendeine andere Waffe. Und sie trat auch nicht heraus, sondern taumelte schreiend und kreischend zwischen den beiden vollkommen verblüfften Wächtern hindurch.

Möglicherweise lag das an dem riesigen, silbergrauen Falken, der in ihrem Nacken hockte und kreischend mit den Flügeln schlug, wobei die beiden gewaltigen Schwingen Katja abwechselnd rechts und links ohrfeigten.

»Was...?« murmelte der Prinz. Er sprang mit einem Satz wieder hoch, starrte Katja an und hob in einer fast hilflos anmutenden Geste die Hände.

Dann begann er zu lachen.

Und nicht nur er.

Katja stolperte, hysterisch kreischend und ebenso hektisch wie vergebens mit beiden Händen nach dem Falken schlagend, in den Saal hinein. Die Gäste machten ihr hastig Platz, um nicht über den Haufen gerannt zu werden, aber das allgemeine Gelächter wurde immer lauter, denn allen war fast sofort klar, daß Grauschwinges Angriff nicht ernst gemeint war. Der riesige Vogel hätte Katja spielend das Gesicht in Stücke reißen oder ihr die Augen auskratzen können, aber er beschränkte sich darauf, ihr mit seinen gewaltigen Schwingen weiter eine Ohrfeige nach der anderen zu versetzen und dabei schrille Schreie auszustoßen, die beinahe ebenfalls wie Gelächter klangen.

Schließlich hatte er genug, breitete die Flügel aus und schwang sich mit einer kraftvollen Bewegung in die Luft - allerdings nicht, ohne vorher die Krallen in Katjas rote Perücke zu graben und sie mitzunehmen...

Katja kreischte, als wäre sie bei lebendigem Leibe skalpiert worden, fiel auf die Knie herab und verbarg das Gesicht zwischen den Händen. Ihre Schreckensschreie gingen in dem immer lauter werdenden Gelächter unter.

Auch Prinz Hendrick lachte, bis ihm die Tränen über das Gesicht liefen, und selbst Skeven mußte an sich halten, um nicht laut herauszuplatzen. Einzig Mercant und Nadja sahen nicht so aus, als wären sie besonders amüsiert...

»Wundervoll!« sagte Prinz Hendrick lachend, während er sich an Nadja wandte. »Wirklich, meine Liebe - das war das Komischste, was ich seit langem gesehen habe. Wer hat es sich ausgedacht - Ihr oder Eure Schwester?«

Nadja starrte den Prinzen fast haßerfüllt an, aber sie war trotzdem klug genug, nichts zu sagen. Nach einer Sekunde drehte sie sich mit einem Ruck herum und stapfte zu ihrer Schwester hinüber. Der Prinz blickte ihr kopfschüttelnd nach, wischte sich mit dem Handrücken die Tränen vom Gesicht - und wurde übergangslos ernst. Plötzlich war etwas in seinen Augen, das Skeven einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ.

»Nun, mein lieber Kanzler«, sagte er. »Glaubt Ihr immer noch, daß ich... *verrückt* bin? Der - wie nanntet Ihr mich doch gestern noch? - *träumende Prinz*?«

»Hoheit, ich versichere Euch - «, begann Skeven, führte den Satz aber nicht zu Ende. Wenn er noch Zweifel gehabt hätte, hätte ein einziger Blick in Hendricks Gesicht sie nun beseitigt. Es war so, wie er vorhin gedacht hatte. Es war vorbei.

Hendrick machte sich auch gar nicht die Mühe, noch einmal zu antworten, sondern bahnte sich seinen Weg durch die Menge, bis er neben Nadja und ihrer Schwester angelangt war. Ein nachdenklicher Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

»Das ist seltsam«, sagte er. »Dieses Kostüm... ist es nicht dasselbe, das Ella gestern abend getragen hat?«

»Es... sieht ihm ähnlich, in der Tat«, antwortete Skeven verlegen.

»Wir haben es extra anfertigen lassen«, sagte Nadja hastig. Sie war neben ihrer Schwester auf die Knie gesunken und versuchte, sie irgendwie zu trösten, hatte Hendricks Worte aber trotzdem verstanden. »Es ist nicht ganz perfekt, aber ich dachte mir, daß... daß es Euch erfreuen würde.«

»So?« fragte der Prinz. Er überlegte einen Moment. »Und die... Perücke. Sie hat die gleiche Farbe wie Ellas Haar.« Er schüttelte verwirrt den Kopf. »Das ist alles... sehr sonderbar.«

Skeven zog es vor, nichts mehr zu sagen. Er hatte das sichere Gefühl, daß sowieso *alles*, was er jetzt sagen konnte, falsch gewesen wäre.

Über ihren Köpfen erklang ein schriller Schrei, und als Hendrick und die anderen aufsahen, erblickten sie den riesigen Falken, der mit weit ausgebreiteten Schwingen unter der Decke kreiste.

»Ich wußte es«, flüsterte Hendrick. »Ich wußte es die ganze Zeit. Kraftstein. *Kraftstein!*«

Kraftstein kam mit schnellen Schritten herbeigeeilt und sah den Prinzen fragend an. Hendrick deutete auf den Vogel. »Der Falke, Kraftstein«, sagte er erregt. »Das ist er. Das ist der Falke, von dem ich Euch erzählt habe! Es ist alles wahr, versteht Ihr? Es ist der Falke mit dem gebrochenen Flügel, den ich im Wald gesehen habe; zusammen mit dem Mädchen!«

Wie zur Antwort stieß der Vogel erneut einen hellen, weithin hörbaren Ruf aus - und verschwand durch die offenstehende Tür nach draußen, so schnell und tief, daß nicht wenige der Gäste erschrocken die Köpfe einzogen. Hendrick machte eine Bewegung, fast als wolle er ihm nachsetzen, blieb aber dann wieder stehen und wandte sich statt dessen heftig gestikulierend an Kraftstein. »Schickt Eure besten Männer aus«, sagte er. »Sucht sie! Wo der Vogel ist, da ist auch das Mädchen nicht weit. Sie müssen sie finden, hört Ihr? Um jeden Preis!«

»Selbstverständlich, Hoheit«, antwortete Kraftstein; in einem Ton, der deutlich machte, daß ihm die Befolgung dieses Befehles höchstes Vergnügen bereitere.

Hinter Skeven räusperte sich jemand gekünstelt. Der Kanzler drehte sich herum und erblickte Mercant, der ihnen unbemerkt gefolgt war - ebenso wie Nadjas Vater, der zwar - zum Glück - nicht sehen konnte, wie sehr sich seine Tochter zum Gespött gemacht hatte, es dafür aber um so deutlicher hören mußte.

»Bitte verzeiht, Hoheit«, sagte Mercant. »Aber wenn wir nun vielleicht den Vertrag...«

Hendrick schien sich im allerersten Moment nicht einmal zu erinnern, wovon der Baron überhaupt sprach. Aber dann nickte er. Seine

für einen Moment ausgelassene Stimmung war plötzlich wieder wie weggeblasen. »Ja«, sagte er. »Wenn es denn sein muß.«

»Es ist alles vorbereitet, Hoheit«, sagte Mercant.

Sie gingen zurück zu Hendricks Platz, vor dem ein Diener mittlerweile eine schwere, goldgeprägte Ledermappe mit dem vorbereiteten Kaufvertrag abgelegt hatte. Skeven war aufs höchste verwirrt. Nach allem was gerade geschehen war, hatte er nicht mehr damit gerechnet, daß der Prinz überhaupt noch an den Vertrag *dachte*. Andererseits - das eine hatte ja mit dem anderen nicht viel zu tun.

Nacheinander nahmen sie Platz. Mercant hatte es plötzlich so eilig, den Vertrag zu unterzeichnen, daß er kaum abwartete, bis sich alle gesetzt hatten, ehe er auch schon nach der Feder griff und seinen Namen unter das vorbereitete Papier kritzelte. Prinz Hendrick zögerte, es ihm gleichzutun, so daß schließlich Skeven als nächster nach der Feder griff und seine Unterschrift als Zeuge und Reichskanzler unter die des Barons setzte.

»Hoheit«, sagte er.

»Ich... weiß nicht«, murmelte Hendrick. »Glaubt Ihr, daß ich... ich meine, nach allem, was geschehen ist...« Er griff nach der Feder, zog die Hand wieder zurück und setzte ein zweites Mal dazu an, nach dem Schreibgerät zu greifen, tat es aber auch diesmal nicht.

»Wir sollten den Passus über die Bauern und Köhler, noch in den Vertrag aufnehmen«, sagte er.

»Ihr habt mein Wort«, sagte Mercant in leicht beleidigtem Ton. »Darüber hinaus gibt es mehr als genug Zeugen. Wenn Ihr natürlich darauf besteht, können wir den Text noch entsprechend abändern... aber das würde Zeit beanspruchen.«

»Kommt es Euch auf einen Tag an?« fragte Hendrick. »Bei einem solchen Geschäft.«

»Ich fürchte«, sagte Mercant bedauernd. »Ihr müßt verstehen, ich bin schon länger hier, als ich wollte... und da ist auch noch das Gold. Eine Million Gulden. Wenn ich ehrlich sein soll, wäre es mir lieber, ich könnte es Euch heute aushändigen. Eine solch enorme Summe ist in Euren Schatzkammern doch besser aufgehoben als bei meinem Reisegepäck.«

»Ihr habt es *bei Euch?*« fragte Hendrick überrascht.

»Selbstverständlich«, antwortete Mercant. »Die Männer, die Oberst Kraftstein im Wald getroffen hat, bewachen es. Sie sind vertrauenswürdig, aber bei einer solch enormen Summe...«

Hendrick sah ihn noch einige Augenblicke lang unentschlossen an, dann griff er, zögernd und unter sichtbarem Widerwillen, nach der Feder und tauchte sie ins Tintenfaß. Skeven hielt instinktiv den Atem an. Konnte es sein, daß sie trotz allem jetzt doch noch Erfolg hatten? Selbst wenn sich seine schlimmsten Befürchtungen bewahrheiteten und er sein Amt verlor, ja, möglicherweise sogar fliehen mußten... mit dreihunderttausend Gulden, die ihm Mercant als Provision zugesagt hatte, konnte er sich überall in der Welt ein neues Leben aufbauen. Mit klopfendem Herzen sah er zu wie Hendrick die Feder auf das Papier senkte und -

»*Halt! Ich flehe Euch an, tut es nicht!*«

Skevens Kopf flog in einer zornigen Bewegung in den Nacken. »Wer wagt es...«

Der Rest des Satzes blieb ihm im wahrsten Sinne des Wortes im Hals stecken.

Vor ihnen stand niemand anders als das Köhlermädchen. Sie trug jetzt nicht mehr das bunte Kostüm, sondern ein einfaches Gewand aus Sackleinen - in dem sie übrigens immer noch hundertmal besser aussah als Katja in dem bunten Vogelkostüm -, und sie machte einen erschöpften, beinahe gehetzten Eindruck. Trotzdem war sie so schön und bezaubernd wie eh und je. Selbst Skeven fiel es schwer, sich ihrem Zauber zu entziehen.

»Ella?« fragte Hendrick fassungslos. Und dann noch einmal und fast jubelnd: »Ella! Du bist zurück!«

Er sprang auf, eilte um den Tisch herum und schloß das Mädchen in die Arme, als wäre sie niemand, den er erst seit einem Tag kannte, sondern seine älteste und liebste Freundin, und Skeven beobachtete mit einem fast an Panik grenzenden Gefühl des Unglaubens, daß das Mädchen die Umarmung ebenso innig erwiderte. Zwischen den beiden war plötzlich etwas, das er nicht verstand; eine Vertrautheit, die

tiefer ging als alles, was er sich auch nur vorstellen konnte, und die nichts mit der *Zeit* zu tun hatte, die sich die beiden kannten.

Schließlich löste sich Hendrick mit sichtbarem Widerwillen aus Ellas Umarmung und wandte sich an Kraftstein, der hinter ihr stand. »Ihr habt Sie gefunden! Ich... ich danke Euch, Oberst.«

»Es ist nicht mein Verdienst, Hoheit«, antwortete Kraftstein. »Sie kam uns bereits entgegen, kaum daß wir den Palast verlassen hatten.«

»Und wie es scheint, keine Sekunde zu früh«, fügte Ella hinzu. »Ich bitte Euch, Prinz - unterzeichnet diesen Vertrag nicht.«

»Aber das ist doch - « empörte sich Mercant.

Hendrick brachte ihn mit einer abrupten Handbewegung zum Schweigen, nahm den Vertrag vom Tisch - und riß ihn lächelnd in zwei Teile.

»Das ist... Betrug!« krächzte Mercant. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. »Das lasse ich mir nicht bieten. Wir haben eine Abmachung! Kanzler!«

Skeven zuckte unglücklich mit den Schultern. Er hatte das Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen schwankte.

»Er hat nicht vor, sein Wort zu halten«, sagte Ella. »Hört nicht auf diesen Mann, Prinz. Der Wald würde untergehen, wenn Ihr ihn an ihn verkauft. Und mit ihm Ihr und Euer ganzes Volk.«

»Das ist grotesk!« keuchte Mercant. »Ihr... Ihr brecht einen Vertrag mit mir, weil es Euch ein... ein *Köhlermädchen* rät? Das werdet Ihr bereuen! Niemand hintergeht mich. Niemand!« Und damit sprang er auf und wollte auf der Stelle herumfahren. Er kam jedoch nicht weit, denn im gleichen Moment vertraten ihm zwei von Kraftsteins Soldaten den Weg.

»Geht beiseite!« herrschte Mercant die Männer an. »Was fällt euch ein?«

»Wohin wollt Ihr so schnell, Baron?« fragte Ella. »Habt Ihr es so eilig, von hier wegzukommen?«

»Was geht dich das an?« fragte Mercant abfällig.

»Vielleicht nichts«, gestand Ella achselzuckend. »Aber vielleicht frage ich mich, ob ihr möglicherweise zu den Männern wollt, die ihr ausgeschickt habt, um meine Familie zu töten.«

Prinz Hendrick fuhr mit einer ruckhaften Bewegung herum. »Was?!«

»Das... das ist... absurd«, stammelte Mercant. »Vollkommen lächerlich!«

»Es ist die Wahrheit«, sagte Ella ruhig.

»Aber das - «

»Kraftstein!« Hendrick deutete befehlend zum Ausgang. »Nehmt alle Männer, die ihr habt, und reitet zu den Köhlern. Ihr -«

»Das wird nicht nötig sein, Hoheit«, unterbrach ihn Ella. Sie lächelte noch immer, selbst als sie sich wieder direkt an Mercant wandte, aber in ihrem Blick war zugleich eine Härte, die selbst Skeven schaudern ließ.

»Ihr habt es nicht verdient, und Eure Männer ebenfalls nicht, und trotzdem will ich Euch noch eine letzte Warnung zukommen lassen. Geht und verlaßt dieses Land, bevor die Sonne das nächste Mal aufgeht, und keinem von Euch wird etwas geschehen.«

»Wie bitte?« ächzte Mercant. »Du... du wagst es, mir zu drohen?«

»Ihr solltet besser auf sie hören«, sagte Kraftstein. »Diese Wälder sind gefährlich; vor allem, wenn man sie nicht kennt. Habt Ihr vergessen, was ich gestern abend erzählt habe?«

»Nein«, antwortete Mercant. »Einen solchen Unsinn vergißt man so schnell nicht. Denkt Ihr wirklich, daß ich an diese Ammenmärchen glaube? Daß der *Wald* meine Männer verschlungen hat?«

»Dieser Wald ist anders als die, die Ihr kennt, Baron«, antwortete Kraftstein. »Es gibt... Legenden. Uralte Geschichten. Geschichten von Dingen, die keines Menschen Auge je gesehen hat, und alter und mächtiger Magie.«

»Ha!« machte Mercant. Aber er klang ein bißchen unsicher.

»Fragt Eure eigenen Leute, wenn Ihr mir nicht glaubt«, versetzte Kraftstein ruhig.

»Ich glaube diese Geschichten jedenfalls«, fügte der Prinz mit einem sonderbaren Seitenblick hinzu. »Ich habe sie viel zu lange nicht

geglaubt, wißt Ihr. Aber das wird sich ändern. Wie so vieles andere auch. Und nun geht, Baron. Ich sollte Euch eigentlich auf der Stelle verhaften lassen, aber Ella hat recht: selbst als Gefangener hier wärt Ihr gefährlich; und jedes Stück Brot, das wir Euch geben, wäre verschwendet. Geht einfach. Und kommt nie wieder.«

Damit ließ er Mercant einfach stehen und wandte sich wieder an Ella, und im gleichen Moment verschwand jede Spur von Zorn von seinem Gesicht. »Du bist zurück«, flüsterte er. »Ich... hatte es nicht mehr zu hoffen gewagt. Aber du bist wieder da. Und du wirst nie wieder gehen.«

»Nie wieder?« fragte Ella lächelnd.

»Wenn du es willst«, antwortete Hendrick. »Wenn du *mich* willst.«

»Euch? Ihr meint...«

»Willst du meine Frau werden?« fragte Hendrick geradeheraus.

Ella lachte; ein glockenheller, klarer Ton, fast wie der Ruf eines Vogels. »Aber Ihr kennt mich doch gar nicht, mein Prinz.«

»Ich kenne dich besser, als du ahnst«, erwiderte Hendrick. »Ich habe mein Leben lang auf dich gewartet, weißt du? Ich wußte es nur nicht.«

Ella lächelte wieder. »Meine Liebste soll nie etwas tun, nur um mir zu gefallen«, sagte sie.

Hendrick war eine Moment lang überrascht, als er die Zeile seines eigenen Gedichtes erkannte, aber dann hellte sich sein Gesicht auf, und er fuhr an der gleichen Stelle fort: »Noch werde ich nur mich selber achten.«

»Sondern meinem Schatz all meine Liebe zu Füßen legen«, sagte Ella, und beide zusammen führten das Gedicht zu Ende:

»Und für uns beide den Himmel auf Erden schaffen. Auf ewig.«

Hendrick umarmte sie heftig, dann küßten sie sich zärtlich, und als sie sich wieder voneinander lösten, rief Hendrick mit erhobener Stimme: »Hört alle zu: Ich habe mein Wahl getroffen! Dieses Mädchen hier wird meine Prinzessin werden! Eure neue Königin!«

Für einen Moment wurde es sehr still. Die Worte des Prinzen sorgten nicht nur für Überraschung, sondern eindeutig für Fassungslosigkeit.

keit. Schließlich keuchte Nadja: »Aber Hoheit. Ihr wollt doch nicht wirklich - «

»Dieses Mädchen heiraten?« Hendrick lachte. »Wenn Sie mich will... warum nicht?«

Nadja erbleichte noch mehr, sagte aber nichts darauf, sondern starrte Skeven auffordernd an. Sie hatte immer noch nicht aufgegeben. Skeven wich ihrem Blick aus. Schließlich erhob sich Nadja, räusperte sich ein paarmal und begann mit veränderter Stimme, leiser und ohne den Prinzen direkt anzublicken, erneut:

»Bitte verzeiht mir, Hoheit, aber... Ihr könnt dieses Mädchen nicht heiraten.«

»Schweig, Nadja!« sagte Graf Desny scharf. »Was fällt dir ein?«

»Mir fällt ein, daß ich die Wahrheit sage, wenn sich hier kein anderer traut«, antwortete Nadja wütend. »Er kann sie nicht heiraten. Sie ist eine Bürgerliche! Der Prinz darf nur eine Frau aus adeligem Geschlecht heiraten!«

»Ist das wahr?« erkundigte sich Prinz Hendrick.

Skeven schwieg, aber an seiner Stelle antwortete Nadja auf die Frage.

»Es *ist* wahr. Paragraph neun des Heiratsgesetzes verbietet es ganz eindeutig!«

»Nun, dann werden wir wohl das Gesetz ändern müssen, nicht wahr?« fragte Hendrick belustigt. Er tauschte einen Blick mit Kraftstein, der Skeven ganz und gar nicht gefiel, und fuhr in nun eindeutig amüsiertem Tonfall fort. »Oder ich muß auf den Thron verzichten... Was schlägt Ihr vor, soll ich tun, Kanzler?«

»Nun, ähm...« Skeven suchte einen Moment lang vergeblich nach Worten und rettete sich schließlich in ein Achselzucken, aber Nadja gab noch immer nicht auf.

»Ihr könnt das Gesetz nicht ändern«, sagte sie mit einer schrillen, fast hysterischen Stimme, die einfach nur noch verzweifelt klang. »Das kann nur der Kanzler! Und er wird es nicht tun!« *Nicht, wenn er nicht will, daß der Prinz die ganze Geschichte erfährt*, fügte ihr Blick hinzu. Skeven verstand die Worte so deutlich, als hätte sie sie ausgesprochen.

»Nadja - *schweig!*« donnerte ihr Vater. »Ich schäme mich für dich!«

»Aber warum denn, mein lieber Graf«, fragte Kraftstein.

Zu Skevens völliger Verblüffung lachte er. »Sie sagt die Wahrheit. Und was wahr ist, muß wahr bleiben. Nur der Kanzler hat die Befugnis, das Heiratsgesetz zu ändern. Wenn ich die entsprechenden Paragraphen richtig im Kopf habe, so kann er sogar unter ganz bestimmten Umständen den Prinzen *zwingen*, eine Braut seiner Wahl zu heiraten. Wenn zum Beispiel das Schicksal des Reiches auf dem Spiel steht.«

Nadjas Augen wurden groß. »Ist das... wahr?« krächzte sie. Skeven wich ihrem Blick aus. Aber er spürte ihn natürlich trotzdem.

»Nun, ich... ähm...«

»Andererseits«, fuhr Kraftstein nach einer angemessenen Pause, mit einem langen Blick in Nadjas Richtung und einem herzlichen Lächeln zu Ella, fort, »ist es das Recht des *Prinzen*, den Kanzler zu ernennen. Oder seines Amtes zu entheben, je nach dem...«

»Aber das... das ist...« stöhnte Nadja.

»Eine wirklich gute Idee«, fiel ihr der Prinz ins Wort. Er ließ Ellas Hand nicht los, griff aber mit der anderen zu und nahm Skeven mit einer raschen Bewegung die Amtskette ab. »Wenn ich mich recht erinnere, hattet Ihr mir doch ohnehin Euren Rücktritt angedroht, sollte ich den Vertrag nicht unterzeichnen«, sagte er fröhlich. »Auch wenn es mir das Herz bricht, ich fürchte, ich muß Euer Angebot annehmen.« Er drehte sich herum, trat auf Graf Desny zu und hängte ihm die Kette um.

»Graf Desny. Hiermit ernenne ich Euch zu meinem Kanzler. Seid Ihr einverstanden?«

Der Graf war sichtlich fassungslos. Seine Hand griff nach der Kette und tastete fast ehrfürchtig darüber. Er wollte antworten, brachte aber nicht die Kraft dazu auf.

»Eure erste Amtshandlung«, fuhr der Prinz fort, »wird darin bestehen, die Aktivitäten Eures Vorgängers zu überprüfen. Im besonderen seine *finanziellen* Aktivitäten seit dem Tode meines Vaters - nachdem Ihr das Heiratsgesetz geändert habt, versteht sich.«

»Majestät«, stammelte der Graf. »Ihr... Ihr erweist mir -«  
»Keinen so großen Dienst, wie Ihr vielleicht meint«, sagte Hendrick. »Es wird ein hartes Stück Arbeit, fürchte ich.«

»Eher ein Vergnügen«, antwortete der Graf. »Ein *besonderes* Vergnügen.« Seine blinden Augen richteten sich auf Skeven, und der ehemalige - Reichskanzler war in diesem Moment fast sicher, daß er ihn trotz allem sah; so deutlich, als hätte er sein Augenlicht für einen Moment zurückbekommen.

»Gilt meine Ernennung ab sofort?« fragte er schüchtern.

»Natürlich«, antwortete Hendrick. »Warum?«

Graf Desny lächelte; ein dünnes, sehr feines Lächeln, das in Skeven erneut ein sehr, sehr ungutes Gefühl wachrief. »Wenn es so ist, dann laßt mich eine Frage an meine Tochter richten, Hoheit«, sagte er. »Nadja - war es nicht immer dein Wunsch, den Kanzler zu ehelichen.«

»Skeven?« Nadja riß ungläubig die Augen auf, starrte ihren Vater an, dann Skeven und schließlich wieder ihren Vater. Sie gab ein Geräusch von sich, als müsse sie sich übergeben. »*Ihn?* Niemals! Und wenn er der letzte Mann auf der Welt wäre.«

»Und Ihr?« fragte der Graf, an Skeven gewandt.

»Nun«, begann Skeven. »Eure Tochter ist eine attraktive Frau, aber -«

»Dann ist es ja gut«, fiel ihm Graf Desny ins Wort. »Ich nehme Euren Antrag im Namen meiner Tochter an.«

»Wie bitte?!« keuchte Nadja. »Das... das geht nicht. Ihr könnt mich doch nicht zwingen, ihn zu heiraten, Vater!«

»Oh doch, das kann ich«, antwortete Graf Desny lächelnd. »Ich bin ein wenig enttäuscht, Nadja. Ich dachte, du wüßtest das Heiratsgesetz besser auswendig; nach allem, was der Kanzler - als er noch Kanzler war - und du ausgeheckt haben.«

»Du... weißt davon?«

»Davon und von einer Menge anderer Dinge, mein Kind«, sagte der Graf. »Absatz zwölf, Klausel dreiundfünfzig des bestehenden Heiratsgesetzes ist in diesem Punkt ganz eindeutig. Töchter höherer Herkunft sind verpflichtet, den Mann zu ehelichen, den ihr Vater für

sie ausgewählt hat. Ich bin sicher, ihr werdet glücklich. Ihr beide seid wie füreinander geschaffen«.

Nadja schwieg. Sie widersprach nicht mehr, aber sie sah auch ihren Vater nicht mehr an, sondern starrte blicklos ins Leere. Ihr Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

»Und... und ich?« fragte eine schüchterne Stimme. Skeven sah auf und erblickte Katja, die mit zerzaustem Haar und völlig verständnislos blickenden Augen von einem zum anderen sah. »Wer... wer heiratet mich jetzt?«

Niemand antwortete. Nadja starrte ihre Schwester nur verächtlich an, und selbst ihr Vater wirkte für einen Moment ratlos. Doch nach einer Weile sagte Ella: »Also, ich kenne da den einen oder anderen Troll, der vielleicht...«

Sie sprach allerdings sehr leise. So leise, daß außer ihr nur Prinz Hendrick die Worte hörte. Und der zog es vor, so zu tun, als hätte er sie nicht gehört.

Aber insgeheim nahm er sich vor, Ella irgendwann einmal zu fragen, ob es *wirklich* nur ein Scherz gewesen war.

Nicht heute.

Auch nicht morgen, sondern irgendwann.

Sie hatten alle Zeit der Welt.

Oder zumindest alle Zeit des *Waldes*. Aber das war vermutlich ohnehin dasselbe...

ENDE